

# AVANT PARK

draußen\*urban\*angeeignet



**AVANT  
PARK**  
draußen\*urban\*angeeignet



# AVANT PARK

Städte wachsen unaufhaltsam, Mieten steigen, Plätze und Freiräume werden knapp. Zwischen Studium, Nine-to-five-Jobs oder der ständigen Erreichbarkeit steigt die Sehnsucht nach Alltagsausbrüchen, Erholung im Grünen und echter Freizeit inmitten der Hektik der Stadt.

Unser Magazin, die AVANTPARK, wirft einen vielseitigen Blick auf Hamburger Parks - mal klassisch, mal um die Ecke gedacht. Sie gibt Anstöße für die Aneignung der Stadt als Freizeitraum und hinterfragt gegenwärtiges und zukünftiges Konfliktpotential zwischen Freizeit, Arbeit und Wohnen.

In unterschiedlichen Formaten nimmt sich die AVANTPARK den gesellschaftlichen Bedürfnissen nach Erholung, Ausgelassenheit und Adrenalin an.

Die Redaktion dieses Magazins hat sich aus einer Gruppe Studierender des Studiengangs Kultur der Metropole zusammengefunden, um den Versuch zu wagen, Themen der Urbanistik aus ihren unterschiedlichen Perspektiven zu erzählen, zu erklären und im Konkreten zu erkunden.



04

**What's up benches?**

05

**Eine kurze Geschichte ...**

*...von der Parkbank*

06

**Ich weiß was, was du nicht weißt...**

*Eine Liebeserklärung*

10

**Alles im grünen Bereich...**

*... in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft?*

20

**Der Fotoautomat**

*Urbane Erinnerungskultur*

22

**„Wir wollten ein Statement setzen...“**

*Der Schanzenpark im Wandel*

26

**Faszination Lost Places**

*Alte Industriehallen - leerstehende Bunker - verborgene Unterwelten und Kanalisationen - marode Bauruinen - längst vergessene Freizeitparks...*

32

**Bitte ein BID.**

*Zwischen Bierbike, Kieztour und Urinpfüßen*

36

**Was bleibt?**

*Ein Rückblick auf 15 Jahre Park Fiction*

40

**„Man sieht das mit ganz anderen Augen“**

*Gespräch mit einer jungen Polizeianwärterin über den Arbeitsalltag in Parks und an Vergnügungsorten*

44

**Allheilmittel Park?**

*Eine Betrachtung der vielfältigen gesellschaftlichen Funktionen städtischer Parks*

48

**Making by Skating the City**

*Eine subkulturelle Praxis der Raumanneignung*

56

**Feierabendteuer**

*Raus aus dem Alltag, rein in den Park*

58

**Wer hätte gedacht, dass ein Fisch einmal U-Bahn fährt?**

*Kurzgeschichten über Skulpturen im Hamburger Stadtpark*

62

**Natürlich im Park**

*Produkt- und Handlungsempfehlungen für einen nachhaltigen Parkbesuch*

# what's up benches

## Eine kurze Geschichte

### von der Parkbank

*Wie ich an einem Sonntag mit einer Frau ins Gespräch über Freizeit und die 70er Jahre kam. Ein Perspektivwechsel.*

Ein Sonntag Nachmittag. Die Sonne scheint, der Wind ist noch frisch. Es ist Mitte Mai, doch es fühlt sich eher an wie Anfang April. Die ganze Woche war es kalt und grau, ich hatte geduldig gewartet auf die Sonne und den Park.

Auf der Parkbank sitze ich und frage mich, wie Freizeit früher aussah. Wir sind doch nicht immer zum Joggen und Slacklines in den Park gekommen, haben überhaupt nicht immer Sport gemacht. In der Nachkriegszeit wurde freie Zeit - die sehr gering war - für das Erholen von der schweren Arbeit genutzt. Für körperliche Ertüchtigung war wenig Zeit in der Wiederaufbaugesellschaft. Infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs Deutschlands widmeten sich mehr Menschen dem Sport. Das Motiv dafür war jedoch meist leistungsverbunden. In den 70er Jahren wurde Sport als Freizeitaktivität aber auch zusehends ohne Leistungszwang wahrgenommen, wozu die Trimm-dich-durch-Sport-Kampagne des

Deutschen Sportbundes wesentlich beigetragen hat - für die eigene Gesundheit, für das Wohlbefinden. Nicht nur in Vereinen, sondern zunehmend in informellen Strukturen. Neben mir auf der Bank hat sich eine Frau niedergelassen. Ihr graues Haar verrät mir, dass sie in der Lage zu sein scheint, mir mehr über den Freizeitgewohnheiten des späten 20. Jahrhunderts verraten zu können. Wir kommen ins Gespräch. Sie erzählt mir aus ihrem Leben und von ihrem Studium. Wir sprechen über den Park. Freizeit war, als sie 1969 nach Hamburg kam, kein konkreter Tagesabschnitt für sie. Sie sei außerhalb des Studiums häufig protestieren gegangen. Aber auch Studieren war Freizeit. Sie habe es als Privileg wahrgenommen, Soziologie zu studieren; zwischen Studium und Freizeit habe sie nicht unterschieden, denn sie studierte schließlich freiwillig. Außerdem sei früher, so sagt sie, alles auch entspannter gewesen an der Uni. Die Bücher habe sie mit in den Park genommen. Mit anderen Kommilitoninnen wurden die Grünflächen um die Außenalster zu ihrer Lesestätte. Sport habe da niemand gemacht. Niemand in ihrem Umfeld sei einer Sportart nachgegangen. Das habe sich stark verändert, stellt sie fest. Das Leben im Allgemeinen sei langsamer gewesen. Von ihrer Wohnung an der Isestraße ging sie zu Fuß zur Universität und überall sonst hin. Sie genoss den Anblick der Stadt und für die U-Bahn habe das Geld ohnehin nicht gereicht. Das dauerte dann einfach länger. Mensch habe sich die Zeit anders eingeteilt.

Diese Beschreibungen erscheinen mir persönlich fern, verglichen mit meiner Freizeitgestaltung, die meistens aus einem eher stressigen Wechsel zwischen politischem

Aktivismus, Klettern, Freund\*innen und dem Versuch, so schnell wie möglich von einem zum anderen Ort zu gelangen, besteht. Trotzdem fühle ich mich dieser Frau, mit der ich am Anfang nur die Bank zu teilen glaubte, verbunden. Freizeit kann alles und überall sein. Vielleicht müssen wir uns nur häufiger daran erinnern. ■

**„Freizeit kann alles und überall sein. Vielleicht müssen wir uns nur häufiger daran erinnern.“**



*Parks sind für Judith besonders attraktiv, um Hunde zu beobachten. Und um sich selbst zu bemitleiden, dass momentan weder ihr Lebensentwurf noch ihre Hausverwaltung einen Hund erlaubt. Auf den Bänken versinkt sie in Gespräche mit den Besitzer\*innen.*



# Ich weiß, was du nicht weißt...

Eine Liebeserklärung

Die Geschichte beginnt im Auto meines Fußballtrainers Larry, einem roten Golf mit Bassbox im Kofferraum. Im CD-Player läuft Deichkind, es ist 2003. Wir fahren von Ostrohe nach Diekhusen-Fahrstedt. Oder vom Arsch der Heide nach noch weiter weg. Wir spielen D-Jugend, Kreisklasse B in Dithmarschen. Es ist kalt, es regnet und der Grill wird erst angeschmissen, wenn nachher die Erste spielt. Ich turne wie Falschgeld über den Platz, wir verlieren und das Deichkind-Lied von vorhin habe ich schon lange vergessen.

Über zehn Jahre später lande ich in Hamburg und stolpere ähnlich planlos durch die Gegend wie damals auf dem Fußballfeld. Ich befinde mich in einer Ausbildung zum Speditionskaufmann. Warum auch immer. Mit Kontakten ist es für mich nicht so einfach. Das war es noch nie. Ich bin eher der zurückhaltende Typ, rede nicht viel. Die Ausbildung macht es nicht besser. Die Leute bei der Arbeit und in der Berufsschule sind ja ganz nett, aber eben auch nicht mehr. Die Sonne scheint, es wird langsam Sommer und ich beschließe, meine neue Umgebung zu erkunden. Vielleicht lerne ich ja sogar jemanden kennen. Ich wohne zu diesem Zeitpunkt seit einem halben Jahr auf der Veddel und mache mich von dort aus auf den Weg nach Wilhelmsburg.

Die beiden Stadtteile sind durch die Harburger Chaussee miteinander verbunden. Diese säumt eine lange Reihe alter Rotklinkerbauten. Etwas heruntergekommen sehen sie aus, aber irgendwie ganz charmant. Auf der anderen Straßenseite erhebt sich der *Klütjenfelder Hauptdeich*. Diesen offiziellen Namen kennt hier aber kaum jemand.

Sag einfach Deich und die Leute wissen, wovon du redest. Mein Mitbewohner hat mir erzählt, dass es dort im Sommer sehr schön sein soll. Ich will mir selbst ein Bild machen, kaufe mir ein paar Bier und mache mich auf den Weg. Sonderlich weit komme ich nicht. Unten an einer Aufgangstreppe auf der Wasserseite sitzt ein junger Mann. Er trägt eine Lederjacke, lange Haare und einen langen Bart. Er winkt und ruft. Ich kenne ihn nicht, aber bin neugierig, was er möchte. „Ich les hier gleich ein paar Geschichten vor. Hast du nicht Lust zuzuhören?“, fragt er. „Warum nicht?“, denke ich und setze mich dazu.

Ein paar Jahre später sitze ich in seiner Küche und interviewe ihn für diesen Artikel. Bevor wir starten, verschwindet er noch einmal in seinem Zimmer. Als er zurückkommt, sagt er: „Ich habe nicht so gute Erfahrungen mit der Presse gemacht“ und legt ein riesiges Gewehr auf den Küchentisch. Ich gucke in den Lauf. Natürlich ist das ein Scherz. Ich bin genauso wenig von der Presse, wie er schlechte Erfahrungen mit ihr gemacht hat. Trotzdem lehnt das Gewehr während unseres Interviews neben ihm. Ganz schön absurd, aber irgendwie passt das ganze auch. Weil eben vieles hier absurd wirkt. „Als ich zum ersten

Mal hier war, hab ich diesen Ort nicht verstanden. Es hat einfach keinen Sinn gemacht“, sagt Irma. Sie habe schon viele Orte kennengelernt, sagt sie, hat in Aachen gewohnt, in Berlin und jetzt in Barmbek. Trotzdem ist sie oft hier am Deich. Als ich sie frage, was diesen Ort so besonders macht, sagt sie:

„Das hat viel mit den Anwohnern zu tun. Das ist wie ein kleiner Mikrokosmos. Der Deich an sich ist nur ein Raum, aber du gehst Pfand wegbringen und lernst zehn Leute kennen“. Ich verstehe sofort was sie meint. Jan, der Geschichtenerzähler, war erst der Anfang, danach habe ich zig Bekanntschaften dort gemacht, meine jetzige WG gegründet, mich verknallt und das Ding dann krachend gegen die Wand gefahren. Alles auf diesen knapp zwei Kilometern Wasserschutzanlage.

Bis vor wenigen Jahren gehörte der Deich noch zur Zollanlage des Hafens und war nicht frei zugänglich – heute erinnert nur noch ein kleines Stück Zaun an die Vergangenheit des Ortes. „Am besten finde ich, dass sich die Leute diesen Ort einfach genommen haben“, sagt Jan. Außerdem fühle mensch sich frei und irgendwie unbeobachtet. Wenn mensch auf der Wasserseite sitzt, wirkt der Deich wie ein Schutz vor der Welt, vor Leistungsdruck, Konsumwahn und eigentlich allem was das

Leben zu einem der Schwersten macht. Mensch hat das Gefühl alles ist möglich und alles ist erlaubt. Hier verurteilt dich niemand. Es ist egal wie du aussiehst, wo du herkommst, oder was du so machst. Vorausgesetzt mensch teilt diese Einstellung. Idealismus ist auch so eine Sache, die die Menschen hier eint. Die AfD und noch braunere Konsorten sind hier nicht so gern gesehen, die zahlreichen Sticker auf Straßenlaternen und Mülltonnen zeugen davon. Ansonsten kannst du dich aber auch morgens um neun mit einem Bier hier hinsetzen - schräg gucken wird kaum jemand. Eher wird sich jemand dazusetzen und mitmachen.

„Man hat das Gefühl, dass Gesetze und Regeln und Pflichten hier gar nicht gelten“, fasst Irma zusammen.



Allerdings wird hier nicht nur rumgegammelt. Einige Leute haben ein kleines Beet angelegt, öffentlich, für alle. Eine Gruppe veranstaltet im Sommer manchmal Open Airs in der Umgebung. Crew vom Deich nennt sie sich. Wie auch sonst? Häufig kommt es auch vor, dass jemand seinen Verstärker oder eine große Box nach draußen schleppt. Dann wird einfach so gefeiert, ohne Plan, ohne Grund. „Die DIY-Szene ist hier sehr groß“, findet Irma, „Die Leute denken sich: „Ey, hier is` nix. Wir haben Bock. Lass mal was starten.““ Jan will auch bald wieder vorlesen. Eine Zeit lang hatte er keine Lust. Jetzt habe er noch jemanden gefunden, der mitmacht, erzählt er.

Leider könnte es mit der Idylle bald vorbei sein. Die Stadt plant mehrere neue Wohngebiete in Deichnähe, ein kleines Wäldchen soll gerodet werden, einige Häuser abgerissen. Noch sind die Wohnungen in der Gegend verhältnismäßig günstig, aber bleibt das so? Die neuen Wohnungen sollen ebenfalls bezahlbar werden, so der Tenor. Einige davon sollen wohl Sozialwohnungen werden. Natürlich. Wie immer. So richtig daran glauben können hier die Wenigsten.

Vielleicht fragst du dich noch was der Anfang mit dem Lied soll. Vor kurzem habe ich es wieder gehört. In der Hook heißt es: „Ich weiß was, was du nicht weißt. Niemand stoppt die Crew vom Deich.“ Manchmal habe ich das Gefühl, dass das stimmt und es wäre schön, wenn das noch ein wenig so bleibt. ■

*Jonas Reinhardt, 26 Jahre, Wilhelmsburg besitzt ein Sauerkrautdiplom seine Kaffeemaschine heißt Andy Mindesthaltbarkeitsdatum: 10 Bier*



# Alles im grünen Bereich...

... in der  
Vergangenheit,  
Gegenwart und Zukunft?

Grün ist das neue Grau. Wir betrachten kleines und großes Stadtgrün und stellen die Frage nach dem Bedarf grüner Flächen. Wie wollen wir als Gesellschaft, aber auch als Individuen mit Pflanzen und Parks in einer lebenswerten Stadt umgehen? Metropolenentwicklung definiert sich längst nicht mehr nur über effiziente Infrastruktur oder imposante Architektur. Mit einem zunehmenden Verständnis für Nachhaltig-

keit in der Gesellschaft streben auch Städte eine solche Entwicklung an, welche auf ausreichend Platz für Freiräume abzielt, die eine (grüne) Aneignung der Bewohner\*innen ermöglicht. Alternative Formen wie bepflanzte Dächer oder Guerilla Gardening sind aus einem grünen Gedanken erwachsen. Wie kann ein Leben im Einklang mit Stadt und Natur aussehen?

von Johanna Neubauer, Shamala Naomi Scholz, Luisa Stühlmeyer, Lena Wilborn



*Vergangenheit*

## Mehr Gartenstadt für den Großstadtdschungel

von Luisa Stühlmeyer

**Ein Blick auf die Entwicklung des Bedürfnisses nach urbanem Grün seit dem 19. Jahrhundert und ein Erklärungsversuch, warum diese Ideen heute ein Stück weit wiederbelebt werden.**

In Zeiten der Industrialisierung prägten innerstädtische Fabriken und verelendete Quartiere westliche Großstädte. Luftverschmutzung, Gestank und mangelnde Hygiene waren alltäglich herrschende Zustände. Auch die damit einhergehende Urbanisierung nahm auf menschliche Bedürfnisse kaum Rücksicht. Durch eine hohe Dichte breiteten sich Epidemien rasant aus und Rückzugsräume wurden zu einem Privileg des Bürgertums. Grünparkanlagen und vergleichbare Freizeitflächen stellten bis dato für viele Menschen eine Utopie dar. Im Vordergrund stand die reine Disziplinierung des Menschen. In diesem Sinne setzte sich das Narrativ *Zeit ist Geld* durch und dominierte alle Lebensbereiche.

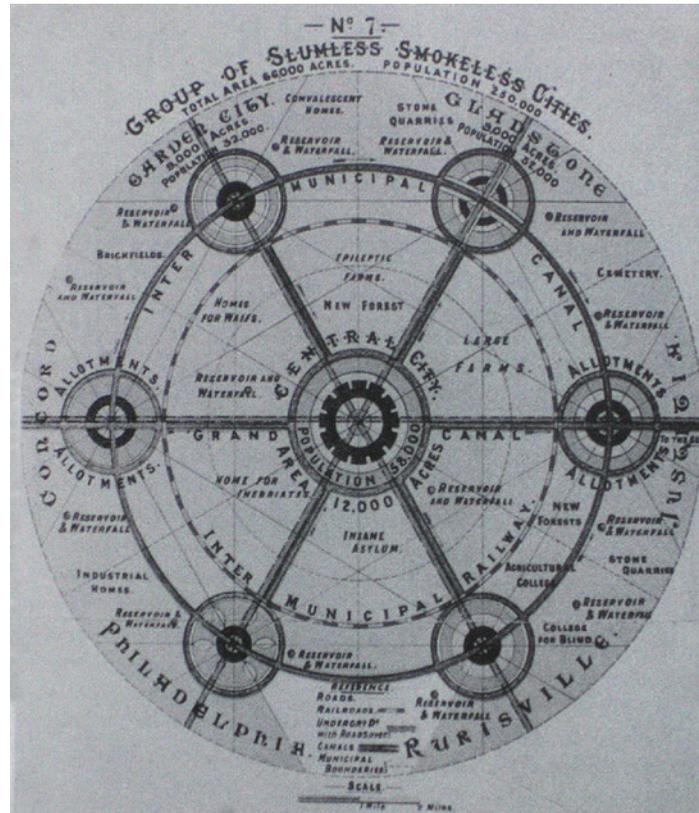
Der Mensch verlor dabei das Verhältnis zur Natur und zerstörte diese weitestgehend durch Besiedelung, Eisenbahnbau und

schadstoffausstoßende Fabriken. Als Reaktion auf die miserablen Arbeits-, Wohn- und Lebensverhältnisse sowie verbreiteter Bodenspekulation in urbanen Regionen entstanden Gegenentwürfe mit dem Ziel der Gestaltung einer Umwelt mit mehr Lebensqualität. Während Gewerkschaften sich auf politischer Ebene für die Rechte von Arbeiter\*innen einsetzten, wurden Forderungen nach einer alternativen Form der Stadtentwicklung lauter. In dieser Zeit etablierte sich eine Idealisierung der Natur in der Literatur und Malerei. Infolgedessen drückte sich eine Wertschätzung des Grüns durch eine Integration in die urbane Landschaft aus. Auf akkurat angelegte Barockgärten, die oft nur dem Adel auf ihren exklusiven Anwesen zugänglich waren, folgten erste Landschafts- und Volksparks, die in vielen urbanisierten Gebieten ihren Platz fanden wie beispielsweise der *Central Park* in New York.

Aber auch umfassendere Konzepte, wie die Vision der weit rezipierten *Gartenstadt*, die von dem britischen Stenographen Ebenzer Howard 1898 publiziert wurde, spiegeln die gesellschaftlichen Bedürfnisse jener Zeit wider. Howards Kritik an den katastrophalen Verhältnissen des 19. Jahrhunderts beinhaltet einen umfassenden Gegenentwurf. Dieser plädiert für eine

Stadt als Synthese des Urbanen und des Ländlichen, bei welcher die jeweiligen Vorteile miteinander kombiniert werden. Ein wesentliches Element ist hierbei, dass große Flächen für eine urbane Agrarkultur vorgesehen sind. Zusätzlich beinhalten die Pläne einen Zugang zu Gärten mit Nutzpflanzen für jede\*n.

Außerdem enthält Howards Idee soziale Komponenten. Der Visionär strebte eine neue Art der Gemeinschaft an, wobei sich sozialistische Ansätze aufweisen lassen. So gehört in seinem Konzept der Boden nicht nur einer einzelnen Privatperson, sondern wird stattdessen gemeinschaftlich verwaltet und somit dem Markt der Bodenspekulation entzogen. Daraus lässt sich auch auf eine politische Strategie schließen, welche die Vermeidung sozialer Unruhen zum Ziel hatte. Weitere Kennzeichen der idealen *Gartenstadt* sind eine limitierte Flächengröße der Stadt sowie eine limitierte Anzahl an Bewohner\*innen, um eine Überbevölkerung zu umgehen. Dabei ist diese nach einer gerasterten Struktur aufgebaut, die in der Mitte zentrale Einrichtungen wie eine Universität um einen großen Park zusammenführt. Außerhalb der Stadtgrenzen sind unberührte Grüngürtel vorgesehen. Lediglich eine Eisenbahnverbindung soll die jeweiligen Gartenstädte miteinander verbinden.



Modell der Gartenstadt nach Ebenezer Howard von 1898: Wohnviertel sind ringförmig um zentrale Einrichtungen im Kern angeordnet und sternförmig miteinander vernetzt

Von seiner Vision erhoffte sich Howard die Wurzel einer radikalen sozialen Veränderung, um einen Umbruch neuer gesellschaftlicher Verhältnisse herbeiführen zu können. Im europäischen Kontext fanden diese Ideen Anklang und dienten vielerorts als Leitbild für gründlich durchgezogene Siedlungen in Vorstädten. Oftmals entdeckten linksorientierte Gruppierungen dieses Konzept für sich mit dem Ziel, auch Handwerker\*innen und Arbeiter\*innen den Traum vom Grün ermöglichen zu können, die bis dato weiterhin in beengten Verhältnissen wohnten. Dies konnte durch die Gründung von Genossenschaften realisiert werden. So hatte beispielsweise in der ab 1919 entstandenen *Gartenstadt Berne* jeder Haushalt 400qm zur reinen Selbstversorgung zur Verfügung. Damit hatte diese Form des Zusammenlebens auch die essentielle Funktion, den Bedarf an Nahrungsmitteln zu decken und somit zum Überleben beizutragen.

Auch die Immobilienwirtschaft entdeckte das Potential des Grünen für sich, woraufhin sogenannte Villenkolonien für das wohlhabende Bürgertum entstanden, die in Hamburg zum Beispiel in den Elbvororten angesiedelt sind. Die einheitlich in den USA gebauten Suburb-Siedlungen der Vierziger Jahre greifen ebenfalls Elemente des Leitbilds von Howard auf.

Die Gartenstadtbewegung weist Parallelen zu unserer heutigen Gesellschaft auf. So weist die Soziologin Sharon Zukin darauf hin, dass sich in unserer Gegenwart viele Menschen nach Rückbesinnung auf Natürlichkeit und Authentizität sehnen. Dies ist als Reaktion auf unseren Alltag, der wie auch schon zu Zeiten der Industrialisierung von Disziplinierung und Leistungsdruck bestimmt ist, zu verstehen. Aufgrund neoliberaler Prozesse ist der Mensch heute einer hohen Unsicherheit ausgesetzt. So erhalten beispielsweise jüngere Menschen überdurchschnittlich oft nur befristete Arbeitsverträge und die Grenzen zwischen Berufs- und Privatleben verschwimmen zunehmend. Ein weiterer Einfluss ist Schnelligkeit durch Globalisierung und Digitali-

sierung, die uns heute oft unbewusst vereinnahmen. Für den Menschen ist es schwieriger einschätzbar geworden, welche Informationen vertrauenswürdig sind und für welche Werte es sich einzustehen lohnt.

Mit dem Grünen assoziieren wir Stabilität und Ruhe in diesem urbanen Chaos der Reize. Das Grün suggeriert in Zeiten, wo sich viele Menschen um die Auswirkungen des Klimawandels sorgen, Gesundheit und Nachhaltigkeit im oft zur Überforderung werdenden Großstadtdschungel.

Damit lässt sich vielleicht ein Stück weit die Renaissance der *Gartenstadt*-Ideen erklären. Allerdings wird heute weniger für grüne Siedlungen plädiert, da in vielen wachsenden Städten ein akuter Wohnraummangel dominiert und die ursprüngliche *Gartenstadt*-Vision sehr viel Platz benötigt. Die Thematik einer grünen Stadt steht dafür wieder verstärkt im Fokus und das ist begrüßenswert. Wir müssen Stadt und Natur gemeinsam denken, um den Herausforderungen des Klimawandels begegnen zu können und um den Menschen einen Lebensraum bieten zu können, der Entfaltung und Erholung zulässt. Die *Gartenstadt* als Modell für den Großstadtdschungel kann uns diesen Weg (wieder) weisen. Jedoch kann langfristig eine umweltbewusste Lebensweise nicht von der Frage getrennt werden, wie wir als Gemeinschaft zusammenleben wollen, denn auch ursprünglich nachhaltige Konzepte werden von vorherrschenden Strukturen instrumentalisiert.

*Luisa beherbergt in ihrer WG um die 45 verschiedene Grünpflanzen. Jeden Morgen nach dem Frühstück wird eine Pflanzenrunde gedreht.*



## Exkurs

# Wie Urban Gardening & Co. von neoliberalen Strategien vereinnahmt werden

von Luisa Stühlmeyer

Die Wurzeln des *Urban Gardenings* liegen in den Siebzigern und waren, wie auch in Teilen das Konzept der Gartenstadt, eine Reaktion auf Armut und einem Mangel an Grünflächen. Bewohner\*innen begannen, die durch Suburbanisierung leerstehenden Grundstücke zu besetzen und nicht-kommerziell zu nutzen, wovon oft die ganze Nachbarschaft profitierte. Als in den 1990ern die Rückkehr von einkommensstärkeren Bevölkerungsteilen aus den Vororten zurück in die Innenstädte begann, wurde der Markt um zentrumsnahe Immobilien wieder interessant für eine profitorientierte Verwertung. Dabei haben Gemeinschaftsgärten ungewollt zu Gentrifizierungsprozessen beigetragen. Heute repräsentieren solche ursprünglich alternativen Konzepte, neben einem gesteigerten Umweltbewusstsein, auch einen hippen urbanen Lifestyle und sind zu Anziehungspunkten des Tourismus geworden. So werden in der gegenwärtigen Stadtentwicklung durch *Urban Gardening* ganze Quartiere aufgewertet, vermarktet und tragen so zur Imageverbesserung der Städte bei, um höhere Erträge für Immobilien zu erwirtschaften. Damit sind von der Nachbarschaft entwickelte, nachhaltige Projekte zu einem Instrument von neoliberalen Strategien umfunktioniert worden. Ein aktuelles Projekt solcher Strategien ist der Hochbunker im hamburgischen St. Pauli, auf dem ein Dachpark entstehen wird.



## Gegenwart

# Hoch hinaus – Dächer als alternative Frei- zeitfläche

von Johanna Neubauer und Shamala Naomi Scholz

Denken wir an die Großstadt, haben wir bestimmte Bilder im Kopf: Häuser, die hoch in den Himmel ragen, eine Vielzahl an Menschen, die dicht beieinander leben, eine großflächige architektonische Landschaft aus materiell bebauter Umwelt und ein gut ausgebautes Infrastrukturnetz. Die Natur wiederum assoziieren wir meist mit viel Grün, Ruhe, Frieden und Erholbarkeit. Durch die Faszination des facettenreichen Großstadtlebens bevorzugen immer mehr Menschen das Wohnen und Leben in der Stadt. In der Großstadt leben heißt, am Puls der Zeit zu sein und durch diverse Möglichkeiten sein Leben individuell gestalten zu können – aber bitte lebenswert! Die Ansprüche und Erwartungen an das Leben in der Stadt sind höher als jemals zuvor. Die Stadt soll bestenfalls allen Bedürfnissen und Ansprüchen der Bewohner\*innen genügen und all den unterschiedlichen Geschmäckern gerecht werden.

Urbane Freiräume und Stadtgrün sind wichtig für die Lebensqualität, haben vielerlei Funktionen und erbringen oft unsichtbare Leistungen. Sie sind essentiell für das Wohlbefinden, ob durch Bewohner\*innen erkämpft, angeeignet oder stadtplanerisch implementiert. Freiflächen, Begrünung und Bepflanzung tragen mitunter dazu bei, dass das Wohnumfeld und der öffentliche Raum als ästhetisch und beruhigend empfunden werden. Außerdem sorgen sie für ein besseres Klima in der verdichteten Stadt und bieten Lebensräume für Pflanzen und Tiere.

Der klassische (Stadt-)Park stellt dabei ein exemplarisches Beispiel von öffentlichem Freiraum und stadtplanerischer Gestaltung dar. Parks sind multifunktionale Freiräume, die die unterschiedlichsten Bedürfnisse der Stadtbevölkerung, wie die Nähe

zur Natur, soziale Interaktionen, Erholung, sportliche Aktivitäten, die Seele baumeln lassen und den Stressabbau, herstellen und befriedigen können.

Zur selben Zeit stellen sie einen städtebaulichen Kontrast zu den oft schluchtartig wirkenden, homogenen Häuserblöcken her, die in kürzester Zeit aus dem Boden gestampft werden und die gebaute Umwelt der Stadt zunehmend seelenlos und trist erscheinen lassen.

Urbane Grünparkanlagen können daher auch als Ablassventil der städtischen Probleme und Überforderungen der dauerbeschallten und schnelllebigen Stadtbevölkerung verstanden werden. Sie dienen als Ausgleich für die Strapazen des Großstadttags und ermöglichen den Bewohner\*innen den Kontakt mit der Natur in den Alltag zu integrieren. Sie sind Zufluchtsorte vor der Hektik des Großstadtdschungels und sollten für jede\*n frei zugänglich und kostenlos sein. Gleichzeitig erhöhen Freiräume und Grünflächen die Lebens- und Handlungspraktiken in der Stadt und führen zu einer positiven Wahrnehmung des gesamten Stadtbilds.

Durch die Sehnsucht nach (Frei-)Raum, den die Stadt aufgrund der immer höheren Verdichtung auf lange Sicht nicht mehr bieten kann, scheint es naheliegend, dass Freizeitflächen umgedacht und alternative Flächen dazu ungenutzt werden müssen. Wenn der Raum am Boden knapp wird, warum dann nicht in die Höhe denken?

Die Erschließung neuer urbaner, multifunktionaler Freiräume auf den Dächern der Stadt könnte aus ökologischer, sozialer und städtebaulicher Sicht von großer Bedeutung für die zukünftige Stadtentwicklung sein. Somit stellen Dächer in der gegenwärtigen Entwicklung und auch in Zukunft vielleicht einen elementaren Baustein dar, um die Sehnsucht und das Bedürfnis der Stadtbewohner\*innen nach urbanen Freiräumen zu befriedigen und der nutzungsorientierten Vereinnahmung von Freiflächen im Stadtraum aus dem Weg zu gehen.

Doch woher stammt die Idee, Dächer zu grünen Freiräumen umzufunktionieren und wie könnte sie in Zukunft weitergedacht werden? Was für neue Räume werden dadurch in einer Stadt geschaffen, die neben architektonischen Vorteilen auch neue Möglichkeitsräume darstellen? Was bringt diese Umwandlung von Lebensräumen in der Stadt mit sich und welche Interessenkonflikte sind damit verbunden? Die neuen Entwicklungsprozesse gehen mit einer Reihe von Fragen einher, auf die bislang keine eindeutige Antwort gegeben werden kann.

Der Gedanke vom Dach als alternative, ökologische Nutzfläche reicht weit in die Geschichte zurück. Das bekannteste Beispiel sind die hängenden Gärten der Semiramis, die im 6. Jahrhundert v. Chr. in Babylon angelegt wurden und eines der sieben Weltwunder der Antike darstellen. Das Dach, zunächst als unsichtbarer Bereich eines Gebäudes, bekommt in den heutigen Zeiten des Umdenkens und eines grünen Bewusstwerdens neue Aufgaben zugesprochen: Begrünte Dächer und Terrassen halten Regenwasser zurück, schaffen neue Biotope, haben einen Einfluss auf das Mikroklima urbaner Gebiete und geben der Stadt einen Teil des verbauten Raumes wieder zurück. Diese Idee der Rückgewinnung entsprang einem der bekanntesten Architekten und Theoretikern des modernen Städtebaus - Le Corbusier. 1923 beschrieb Corbusier die Erschaffung einer neuen Architektur, die auch das Dach ins Auge fasste: „Der Dachgarten wird zum bevorzugten Aufenthaltsort des Hauses und bedeutet außerdem für eine Stadt den Wiedergewinn ihrer bebauten Fläche“. Auch der Künstler Friedensreich Hundertwasser setzte sich für eine Bauweise ein, die mit der Natur harmoniert und sie miteinbezieht. So schrieb er 1983 in *Konkrete Utopien für die Grüne Stadt*: „Die Natur, die wir auf dem Dach haben, ist dieses

Stück Erde, das wir umgebracht haben, dadurch, dass wir das Haus da hin gestellt haben“.

In vielen Großstädten werden die Freiräume bereits für Praktiken wie *Urban Gardening* oder das Imkern genutzt. Häufig sind es Projekte, die die Gemeinschaft in den Vordergrund stellen. Doch auch Aufenthaltsflächen ohne Handlungsvorschriften wären ähnlich wie bei Parks auch auf Dächern denkbar. Es sind Freiräume, die durch den Höhenunterschied einen privaten und gleichzeitig offenen Raum vermitteln. Die vertikale Überlagerung von Nutzungsflächen wird durch die höhere Verdichtung und den damit einhergehenden Platzmangel im städtischen Kontext in Zukunft eine immer größere Rolle spielen.

Es gibt bereits zahlreiche Beispiele für Stadtgrün und Freiräume in luftiger Höhe. Eine Touristenattraktion bildet der *High Line Park* in New York, der auf einer alten Hochbahntrasse entstand und jährlich von mehr als fünf Millionen Menschen besucht wird. Auch in Deutschland gibt es bereits eine Vielzahl kleiner alternativer Dachnutzungsformen, wie etwa der Kulturdachgarten *Klunkerkranich* auf dem Parkhausdach eines Einkaufszentrums im Berliner Stadtteil Neukölln. Viele weitere größere Projekte zu alternativen Formen der Dachnutzung und -begrünung sind in Planung und werden heiß diskutiert - Tendenz steigend.

Auch die Stadt Hamburg will ihrem Ruf als grüne Stadt gerecht werden und steht in den Startlöchern, um einen aus dem Zweiten Weltkrieg verbliebenen Hochbunker an der Feldstraße mit Grün aufzuwerten. Auf dem mittlerweile für Musik- und Medienpraktiken aller Art ungenutzten Bunker sollen neben einem Luxushotel sowie einer Sport- und Veranstaltungshalle, ein öffentlich zugänglicher Dachgarten entstehen. Der sogenannte *Hildegarden* präsentiert sich als Beteiligungsprojekt für die gemeinschaftliche Gestaltung und Nutzung eines öffentlichen Stadtgartens. „Wir gestalten einen Ort der Gemeinschaft, der Erholung und eine völlig neuartige Form von Stadtnatur“, heißt es auf der Website des Hildegarden e.V. Dieses Ästhetisierungsprojekt im gentrifizierten Stadtteil St. Pauli schlägt allerdings nicht nur auf positive Resonanz. Die Meinungen über das Vorhaben gehen weit auseinander: Während die einen von einer „Aufwertung“ gar „Verschönerung“ sprechen, stellen die anderen in Frage, ob es sich nicht um eine Banalisierung von Denkmalschutz handelt. Der grüne Bunker könnte ein neues Wahrzeichen Hamburgs darstellen und würde gewiss zahlreiche Tourist\*innen anlocken. Kritische Stimmen warnen jedoch vor einem weiteren Gentrifizierungsschub durch die Umgestaltung und fragen sich, inwiefern der Park für die Bürger\*innen eine Bereicherung darstellen wird. Es kursieren fortlaufend neue Gestaltungsentwürfe und seit dem Beginn der Bauarbeiten im Mai steigt der Frust der Mieter\*innen, die durch die Beeinträchtigungen und Schwierigkeiten der Realisierung des Projektes um ihre Existenz bangen müssen. Welche Parteien letztendlich von der Vision des *grünen Bunkers* profitieren werden, bleibt abzuwarten.

Es ist jedoch fraglich, ob der Anlass solcher Planungsvorhaben, wie der des Bunkers an der Feldstraße, ausschließlich von gemeinnütziger Natur sind und die Entwicklung in die Richtung einer nutzerorientierte Freiraumplanung geht, bei der die Bedürfnisse und Erwartungen der Stadtakteur\*innen berücksichtigt werden. Häufig scheint bei der neuartigen Generierung urbaner Freizeiträume die Gefahr zu bestehen, dass sich Planungsvorhaben der bloßen Kommerzialisierung von Stadträumen widmen: Um etwa den Tourismusbetrieb anzuregen oder elitäre und exklusive Orte in der Stadt zu erschaffen, die meist weniger für die breite Masse, als für die Bespaßung einer bestimmten Bevölkerungsgruppe bestimmt sind und den Frei-

raum letztlich zu einem Luxusgut verwandeln. Der Kampf der privaten Großinvestor\*innen, die in solchen Projekten das große Los für sich sehen, stellen ebenfalls eine Gefahr dar, denn sie fördern Projekte, die primär nicht zugunsten der allgemeinen Bevölkerung ausfallen.

Das Entstehen neuer begrünter Aufenthaltsräume in luftigen Höhen sollte daher in Relation zu sich negativ auswirkenden Begleiterscheinungen solcher Projekte gesetzt - und von der Stadtbevölkerung kritisch hinterfragt werden. Schließlich sind es die sozialen Interaktionen und Aneignungen der Stadtbewohner\*innen, die genauso, wenn nicht noch prägender und kennzeichnender für eine positive Bedeutungszuschreibung solcher Freiräume sind, wie die materielle, bebaute Umwelt.

Somit müssen wir uns vielleicht eingestehen, dass die Umsetzung dieser Zielsetzungen, Dächer als alternative Freizeitflächen in der Stadt zu integrieren, ein herausforderndes Vorhaben bleiben wird, bei dem die beteiligten Interessengruppen auf einen gemeinsamen Nenner kommen müssen, damit ein\*e jede\*r von ihnen profitieren kann.

In Hinblick auf die Dachnutzungsalternativen stellt sich weiterhin die Frage der Zugänglichkeit solcher Orte. Denn wenn diese zu einer Exklusivität, und somit zu einem reinen Aushängeschild der Stadt werden, kann nicht mehr von der Entstehung neuer Freiräume die Rede sein, da sich das Gedankengut dieser nur kläglich mit jener Entwicklung verträgt.

Blieben wir auf den Dächern der Tatsachen. Die neuen Freizeiträume, die sich auf den Häusern der Stadt niederlassen, können aufgrund ihrer Fläche, Statik und Zugänglichkeit keine klassische Grünparkanlage ersetzen. Sie sind lediglich die künstliche Erschaffung von weiteren Natur- und Freizeiträumen, welche den Stadtbewohner\*innen als eine alternative Ausweichmöglichkeit dienen und zukünftig eine ganzheitlich nachhaltige Stadtentwicklung fördern könnten.

*Shamala Naomi und Johanna sind schwindelfrei und klettern in ihrer Freizeit gerne auf Dächer.*





## Zukunft

# Ein Stück Grün zwischen Backstein und Asphalt

von Lena Wilborn

Die Natur und die Stadt - ein unüberwindbarer Widerspruch? Könnte mensch meinen. Dabei gibt es viele Möglichkeiten, mit wenig Aufwand ein Stück grüne Erholung in die sonst so graue und hektische Stadt zu holen.

Aktuell stehen die Themen Klimaschutz und klimagerechte Stadt im Fokus gesellschaftlicher Diskussionen. Die Stadtplanung muss sich umorientieren. Planung, die bisher auf Effektivität und Wirtschaftlichkeit ausgelegt war, muss umweltverträglicher werden. Weg von cleanen Glasfassaden, einer Umwelt aus Beton und Stein, hin zu begrünten Alternativen. Hier stellt sich im gleichen Moment die Frage, wo überhaupt noch in dicht bebauten Städten grüne Alternativen entstehen können. Bestehende Wohnquartiere bieten dabei vielfältige, kreative Möglichkeiten, um Stück für Stück Natur in die Großstadt zu holen. Häuserfassaden bieten Platz zum Wachsen von Kletterpflanzen wie Efeu - das wertet sie nicht nur optisch auf, sondern isoliert das Gebäude auch gegen Temperaturschwankungen und trägt somit zur Energieeinsparung bei. Balkone können mit Kräutern und Blumen bepflanzt werden und damit ein Stück bunte Natur in die Stadt bringen und gleichzeitig Bienen und anderen Tieren neue, alternative Lebensräume bieten.

Auch die pflanzliche Gestaltung der Straßen, zum Teil geprägt durch große Laubbäume, darf nicht gefährdet werden. In vielen Nachbarschaften werden die Straßenseiten und öffentlichen Zwischenräume mit Wildblumen bepflanzt und von Anwohner\*innen gepflegt. Dadurch wird der Eindruck verstärkt, dass in den Quartieren eine lebendige Vielfalt existiert.

Grüne Dächer, Flächen und Fassaden bieten nicht nur optisch einiges, sondern haben auch zahlreiche ökologische Vorteile: Laut des NABU lassen sich bis zu zwei Drittel der versiegelten

Flächen der Natur zurückgeben, wenn alle Dächer in deutschen Städten bepflanzt würden. Viele Bauwerke, besonders die Dächer in Städten, heizen sich im Sommer sehr stark auf. Grüne Dächer und Fassaden isolieren die Innenräume im Sommer vor Hitze und bieten im Winter Schutz vor Kälte. Es entsteht eine natürliche Dämmung der Gebäude, durch die sich langfristige Heizkosten einsparen lassen. Zusätzlich zum verringerten Kohlenstoffdioxid Ausstoß durch Energieeinsparungen, sind Grüne Dächer in der Lage, ca. 5 kg CO<sub>2</sub> pro 1 m<sup>2</sup> Dachbegrünung zu binden.

Begrünte Dächer sind eine platzsparende und effektive Möglichkeit zur Reduktion der Temperatur in urbanen Umgebungen. Auf begrünten Dächern kann der Temperaturunterschied im Sommer um bis zu 40 Grad niedriger sein als auf unbepflanzten Dächern. Eine Minderung der Temperatur in Zuge dieser Maßnahmen wirkt sich positiv auf das gesamte Stadtklima aus.

Pflanzen auf Gründächern und an Fassaden binden neben CO<sub>2</sub> auch Schadstoffe wie Feinstaub, Smog und Schwermetalle aus der Luft. Somit wirkt sich eine zusätzliche städtische Bepflanzung positiv auf die Luftqualität der Umgebung und folglich auch auf die Gesundheit der Anwohner\*innen aus.

Dächer und Fassaden eignen sich nicht nur zum Filtern der Luft, sondern auch zum Filtern von Regenwasser. Die Pflanzen sorgen für einen natürlichen Regenwasserabfluss und sind in der Lage, Schadstoffe aus dem Regenwasser zu filtern. Das Wasser gelangt somit erst nach der Pflanzenfilterung in die Kanalisation und verbessert so die lokale Wasserqualität der Wohnquartiere.

Verschiedene Tierarten und Mikroorganismen finden auf grünen Dächern und durch die Bepflanzung von Balkonen und Hausfassaden neue Lebensräume. So wird die Artenvielfalt gefördert und Rückzugsorte für Bienen, Vögel, Schmetterlinge und andere Insekten in der Stadt geschaffen. Um die grüne Utopie in Großstädten umzusetzen, muss die Wichtigkeit von Grün und Natur für das Ökosystem hervorgehoben werden. Nur wenn Politik, Bildungsinstitutionen, Stadtplanung und Architekt\*innen zusammenarbeiten, können Städte grüner und langfristig lebenswerter gestaltet werden. Die grünen Dächer und Fassaden stellen eine gute Möglichkeit dar, einen Kompromiss zwischen bebauter Umwelt und Grünflächen zu schaffen. ■

*Lena fährt an warmen Sommertagen gerne mit ihrem roten Fahrrad durch die Stadt. Dabei freut sie sich immer besonders über Bäume, die am Wegrand Schatten spenden, hübsch bewachsene Fassaden und beplante Beete am Straßenrand, die ein wenig Natur zwischen die Backsteine bringen.*

# Der Fotoautomat – urbane Erinnerungskultur

von Isabel Hinz, Judith Haslöwer und Maria Wensel

Fotoautomaten erleben ein nostalgisches Revival. Nicht die, in denen ernste Passfotos an Transitorten wie Bahnhöfen geschossen werden, sondern die wirklich alten, die ein Stück Erinnerung nach zwei Euro und drei Blitzen auf farblosem Fotopapier zu einer Ewigkeit drucken. Ein urbaner Treffpunkt. Ein Ort der Intimität, inmitten der dichten Stadt, für einen Augenblick. Der Fotoautomat: Der Großvater des Selfies. Vier junge Menschen erzählen ihre Geschichten mit den Erinnerungsmaschinen.

**Die zwei Euro waren es wert** - Fotoautomaten sind der perfekte Ice-Breaker, wenn spürbar Anspannung in der Luft liegt. Es ist wie im Kino, ganz heimlich und intim. Im Sommer 2012 besuchte ich meine Cousine in Berlin und wir gingen auf den Geburtstag ihres besten Freundes. Kurz bevor wir los mussten, kam ein Junge zu mir und meinte, er hätte mich schon die ganze Zeit beobachtet. Zwei Wochen nach dem Abend besuchte er, Philip, mich in Hamburg. Es wurde schon langsam dunkel, als wir uns in der Schanze in eine gemütliche Bar setzten. Ich war damals 15, er "schon" 17 und es gab ein Problem: Jedes Mal, wenn ich ihn anguckte, kam es mir so vor, als ob mein Blick meine Gefühlslage auf der Stelle verraten würde. Wir beschlossen uns einen Falafel zu holen. Auf dem Weg stoppte er mich: „Guck mal“, er zeigte auf den Fotoautomat. Darin gab es einen kleinen Drehstuhl, auf dem ein einziger Mensch Platz hatte. Also saß ich auf seinen Schoß. Zwei Euro hatte ich zufällig noch in meiner Jackentasche. Und Zack! Sofort ging der erste Schuss los - ohne, dass wir uns überhaupt eine Pose überlegen konnten. Etwas unbeholfen, aber amüsiert lachten wir uns an: Scheiße was machen wir? Ohne ein Wort zog er meinen Kopf an sich heran und küsste mich. Für mich das allererste Mal. Und zwar auf allen drei folgenden Bildern. Auch wenn das Endresultat somit wenig abwechslungsreich war, die zwei Euro haben sich definitiv gelohnt. Das Bild hängt immer noch an meiner Wand.

**Eine Erinnerungsmaschine** - Heute hatte ich echt einen miesen Tag. Ich bin Schauspieler\*in und stecke momentan in einer ziemlich trostlosen Phase, ohne festes Engagement. Nachdem meine Agentur mir heute morgen mitteilte, dass aus den letzten beiden Castings wieder nichts wurde, war ich zuerst sauer, dann verzweifelt. Um mich auf andere Gedanken zu bringen, traf ich mich heute Mittag mit Max, um meine Sorgen bei einem Gin Tonic zu vergessen. Wir tranken einen, dann den zweiten, bevor wir beschlossen die Bar zu wechseln. Als wir gerade die Bar verließen, erhielt ich einen Anruf. Es war meine Agentur, die mir mitteilte, dass ich ein festes Engagement am Theater in Duisburg erhalten habe. Ich freute mich wahnsinnig und als ich auflegte, sah ich diesen Fotoautomaten. Ich packte Max am Arm und zog ihn hinter mir her. Dieser Augenblick musste gebührend gefeiert werden und noch gebührender bis in die Ewigkeit festgehalten werden!

Ich komme ursprünglich aus der Schweiz. Als ich gerade nach Hamburg gezogen bin und im Waagenbau auf einer Party war, habe ich das erste mal einen Fotoautomaten im Club entdeckt. Da man dort offiziell nicht mit Handykameras fotografieren darf, war es eine gute Gelegenheit, den Abend festzuhalten und zusätzlich noch eine haptische Erinnerung zu haben. Seitdem nutze ich diese Erinnerungsmaschine fast jedesmal, wenn ich unterwegs bin. Ich liebe es, die analogen Bilder in der Hand zu halten und mich an diese Momente zu erinnern. Meine Oma hat



so viele Fotoalben, ich habe alles digital. Wie gut, dass so viele Automaten in der ganzen Stadt verteilt stehen. Vielleicht werde ich später auch mit meinen Enkelkindern zusammen sitzen und von der alten Zeit schwärmen, während ich ihnen diese Bilder zeige.

**Fetisch-Party im Fotoautomaten** - Naja - so war's nicht ganz. Ich studiere Tanz in Berlin. Denis, der ein guter Freund von mir geworden ist, und ich sind nach dem Unterricht völlig erschöpft noch etwas Essen gegangen. Gegen 22.30 machten wir uns auf den Heimweg und schoben unsere Fahrräder noch ein Stück nebeneinander her, bis wir an der Straßenecke waren. Wir waren so in unser Gespräch vertieft, dass wir noch fast eine Stunde an der Straßenecke weiter geredet haben. Im Hintergrund bemerkte ich ausgelassene Stimmen. Als das Gelächter unsere eigenen Stimmen übertönte, drehten wir uns um - hinter uns stand eine Gruppe von fünf Spanier\*innen, die sich vor Lachen kaum halten konnten, eine Reihe bildeten und dann mit Anlauf in den Fotoautomaten rannten, der hinter uns stand. Denis und ich waren völlig gefesselt von diesem sehr komischen Spektakel. Auf einmal rief uns einer ran. Ohne auch nur zu überlegen, ließen wir beide die Fahrräder stehen und krabbelten mit in die enge Box. Zu siebt war die Trefferquote garantiert gleich null. „We're going to a bar now, you should come“, sagte einer der Freunde. Alle zusammen machten wir uns auf den Weg. Ich ging vorne weg mit Andrés. Er war Modedesigner und erzählte mir, dass er und seine vier Freunde sich schon seit Kindheitstagen kannten. Er erzählte, dass alle vier Jungs homosexuell waren und zwei Pärchen bildeten, Paula war die beste Freundin von Andrés. Außerdem befanden wir uns geradezu auf dem Weg zu einer der beliebtesten Fetisch-Partys in Berlin. Wow. Ich sagte Denis lieber nichts, denn der wusste noch nicht von seinem Glück. Als wir vor der Tür standen, konnte er mich dann nicht mehr allein lassen. Das war so ziemlich der verrückteste, spontanste und coolste Abend, den ich je erlebt hatte. Und wenn der Fotoautomat nicht gewesen wäre, wäre das alles nicht passiert.

**Vergeben und vergessen** - Ich war einmal am Wochenende auf dem Kiez unterwegs und habe auf mein Date gewartet. Sie hat im Schmidt's gearbeitet und hatte mir schon ein paar Nachrichten geschickt, dass es später wird. Also hab ich gewartet. Ich bin dann zur Möwe und habe mich dort an die Bar gesetzt. Nach ein paar Bier und weiteren auf später vertröstende Nachrichten, entschied ich mich, den Fotoautomaten vor der Bar zu betreten. Die Bilder fand ich lustig und bin darüber mit der Barfrau ins Gespräch gekommen. Ich weiß, dass ich noch einiges an Alkohol getrunken habe. Am nächsten Morgen habe ich nur die Fotos in meinem Portemonnaie gefunden. Die Nummer meines Dates war gelöscht. Ob ich sie an dem Abend getroffen habe, keine Ahnung. ■

*\*Auf den Bildern abgebildete Personen sind nicht die Protagonist\*innen der Geschichten. Die Namen auf den Bildern wurden ebenfalls von der Redaktion geändert.*

*Isabel hat beim Einzug in ihre WG die Wände mit einer Sammlung von Fotoautomatenbildern tapeziert. Selbst beim Blick auf die Bilder, die erst ein paar Wochen zurückliegen, verspürt sie pure Nostalgie.*

# „Wir wollten ein Statement setzen...“

Der Schanzenpark im Wandel

von Maria Wensel

Der Schanzenpark ist ein buntes kleines Stück Hamburg. Egal für welche Art von Subkultur hat er seinen eigenen Charakter und viel Charme. Der Schanzenpark ist klein, schmutzig, vielseitig und lebendig. Kaum ein anderer Park bietet so viel Abwechslung auf engstem Raum: Techno-Partys, Kinderfeste, Grillen, Yoga, Joggen, Boccia, Gassi ohne Leine, etwas Haschisch für den Abend oder Musik für die Ohren. Der Schanzenpark ist Spielplatz, Fußballplatz, Kino und Konzerthalle unter freiem Himmel zugleich. Der Park war allerdings nicht immer Kultur pur, sondern ein Brennpunkt in dem Hamburger Innenbezirk. Zentral gelegen zwischen Schlump und Sternschanze hat sich das grüne Fleckchen durch den Gentrifizierungsprozess ebenfalls gewandelt.

In den Monaten Mai und Juni öffnet das Schanzenzelt seine Tore für ein breites Publikum und bietet Freiraum für vielfältige Ver-

anstaltungen wie Konzerte, Lesungen, Zirkusprojekte oder auch einen Biergarten als Treffpunkt. Seit 27 Jahren wird das Schanzenzelt durch den Verein Bajazzo e.V. betrieben. Entstanden ist es im Schanzenpark 1992, in einer Zeit in der das heruntergekommene Viertel und der Park noch alles andere als hip und cool waren. Als das Mövenpick Hotel noch der Wasserturm war und Kulturereignisse sowie innovative Nutzungskonzepte nach und nach durch Studierende, Künstler\*innen und Kreative entstanden.

Ich spreche mit Gunther (45). Er ist Shiatsu-Lehrer und Mitbetreiber des Schanzenzeltes. In den beiden Monaten, in den das Schanzenzelt sein Zuhause im Park findet, lebt Gunther ebenfalls vor Ort. Wir unterhalten uns über die Entstehung, den Wandel, die Herausforderungen sowie die Veränderungen des Schanzenzeltes und des Parks.



Schanzenzelt im Schanzenpark

**Wie sah es zur Entstehungszeit des Schanzenzeltes hier im Park aus?**

1992 - da herrschte hier noch eine ganz andere Atmosphäre im Viertel als heute. Wir sprechen von einer Zeit lange vor dem Gentrifizierungsprozess. Wir sprechen davon, als hier teilweise noch Nadeln im Park rumlagen. Wir hatten einmal eine Situation, da waren die öffentlichen Parktoiletten, die wir hier nutzen, komplett mit Blut bespritzt, weil jemand scheinbar seine Vene nicht getroffen hat. Irgendwann wurde dann hier auch eine Leiche gefunden. Das ist alles aber schon fast 20 Jahre her. Damals hieß es: „Gehe auf keinen Fall abends im Dunkeln in den Schanzenpark“. Ich hatte nie Probleme mit dem Park, ich hatte nie Angst vor dem Park. Es war nicht so schlimm, wie die Außendarstellung es nahelegte.

**Warum wählt man gerade diesen Ort, zu dieser Zeit für einen Kinderzirkus?**

Der Schanzenpark eröffnete eine interessante Fläche, da man nicht auf vielen Grünflächen in Hamburg irgendetwas frei machen konnte. Er liegt einerseits ein bisschen versteckt, aber andererseits auch mittendrin im Tumult der Stadt. Hier hast du auch wirklich noch ein bisschen Parkgefühl. Die Theater- und Zirkusprojekte waren gewissermaßen Brennpunkt-Projekte. Ich meine, wenn wir heute über Ottensen reden, da gibt es eine gut bürgerliche Mittelschicht, wo die Kinder behütet aufwachsen und in den Zirkus gehen. Wir hatten aber auch Zirkusprojekte, die anders aussahen. Es ist eine sehr wichtige Arbeit den Kindern eine magische, faszinierende Perspektive zu geben, anstelle eines tristen Alltags oder Gewalt. Ich glaube, dass man diesbezüglich tatsächlich sagen kann, dass es eine bewusste Wahl war unser Projekt hier zu verorten. Mit dem Schanzenzelt wollten wir nicht das Viertel an sich verändern, aber wir wollten ein Statement setzen: Wir machen hier was fürs Viertel. Wir machen hier was für Familien. Wir machen was Nettes hier. Der Schanzenpark und dieser Hamburger Bezirk ist nicht nur von Drogen geprägt und gefährlich, hier können auch Familien sein.

**Wie ist das Schanzenzelt entstanden?**

Begonnen hat das Ganze mit Kinderzirkus, Jugendtheater, Clownesk, Pantomime und Workshops. Mittlerweile hat sich das Programm des Schanzenzeltes gewandelt und beinhaltet Konzerte, Lesungen und Theater und nach wie vor den Kinderzirkus. Es fing an mit einem kleinen Zelt, gegründet von Leuten, die Theaterpädagogik studiert haben und die Lust hatten, aus der theoretischen Anstalt, der universitären Umgebung auszubrechen und praktisch was zu machen.

**Wann hat sich das Ganze gewandelt?**

Es gab den Moment, als der damals noch leerstehende Wasserturm zum Hotel umgebaut wurde. Auf städtische Weisung hin wurde von dem zuständigen Bauunternehmen ein Geldtopf von einer Million Mark geschaffen. Alle Projekte, die rund um den Schanzenpark verortet waren, durften sich darauf bewerben, sodass hier auch in dieser Umbauphase der kulturelle Betrieb weitergehen konnte. Wir haben uns beworben und haben gesagt, wenn wir pro Spielzeit 1600 Euro dazu bekommen, können wir unser Projekt hier umsetzen. Wir haben dann für vier Jahre diese Förderung bekommen. Dadurch konnten wir uns wieder größer machen. Teilweise haben wir auch Anfeindungen aus dem Viertel erlebt. Als würden wir mit der Annahme des Geldes den Umbau des Wasserturms legitimieren. Unsere politische Einstellung war das nicht, aber unsere Einstellung war es - und ist es immer noch



Gunther (45) Mitbetreiber des Schanzenzeltes

das wir das Projekt Schanzenzelt machen wollen und dass wir dafür eben Gelder entgegennehmen müssen. Vielleicht ist es schwer zu sagen, wo man da eine Grenze zieht. Von wem nimmt man Geld und von wem nicht? Für uns war diese Fragestellung eigentlich egal, denn wir haben mit dem Geld auf jeden Fall etwas cooleres und Relevantes geschaffen als andere. Und dann ist es gewachsen...

#### **Von wem wurdet ihr angefeindet?**

Das waren vor allem Aktivisten aus dem Umfeld. Wir hatten ein Konzert mit einer aus der Linken Szene, DOTA aus Berlin. Da kam es zu Störungen im Verlauf des Konzertes. Es gab Anfeindungen, auch ihr gegenüber, wie sie das machen könne, dass sie hier auftritt, wo sie doch eigentlich für die linke Szene stand und ob sie gar nicht wüsste, für welches Geld sie das machen würde. Es ging dann sogar soweit, dass ihr vom linken Zentrum in Lüneburg, wo sie hätte auftreten sollen, abgesagt wurde. Ich habe mich im Nachhinein dann mit Vertretern dieser Linken Fraktion getroffen und wir haben Standpunkte ausgetauscht. Vielmehr hat es auch nichts gebracht. Manche konnten es auch nachvollziehen, andere waren halt auf der ideologischen Schiene: „Nein mit denen macht man keine Geschäfte. Man nimmt keinen Euro von irgendjemandem“. Ich glaube, die meisten waren trotzdem sozial vom Staat abhängig, einige von den zumindest. Das war für mich eine Doppelmoral, um ehrlich zu sein. Das hat man aber oft, auch innerhalb dieser linken Szene, dass es da drin viele Splittergruppen gibt: die einen sind ganz extrem und die anderen etwas weniger. Keine Ahnung wo wir da anzusiedeln sind. Das sind so Gegebenheiten, die im Laufe der Zeit hier so passieren. Ich meine, wir sind hier bald 30 Jahre. Früher gehörte

das zu Eimsbüttel. Da hat Eimsbüttel diesen Park hier verwaltet. Mittlerweile ist schon lange Altona dafür zuständig. Und dann gibt's immer wieder Wechsel, gibt's immer wieder was Neues.

#### **Was würdest du dir für die Zukunft wünschen?**

Vom Programm her bin ich sehr zufrieden. Diese Mischung ist toll! Wir haben hier Konzerte, aber auch ganz viele Lesungen. Wir sind sehr bunt und sehr breit aufgestellt. Was man sich immer wünscht ist, dass besondere Bands hierherkommen und dass man besondere Abende erlebt. Am liebsten auch, dass man ein volles Haus hat. Da gibt's bei uns immer noch Potential nach oben. Wir haben zwar viele Jahre Erfahrung, aber es sind immer noch sehr familiäre Strukturen, die wir auf keinen Fall wieder aufgeben wollen. Aber innerhalb derer können wir uns immer noch professionalisieren. Immer noch gucken, was wir besser machen oder anbieten können. Wo können wir noch uns noch besser aufstellen? Sowas ist nach wie vor reizvoll zu gucken.

#### **Kannst du dir vorstellen es das ganze Jahr zu machen?**

Ich lass das gerade so in mir widerhallen. Jetzt in dem Moment, während wir hier in der Sonne sitzen und uns unterhalten, find ich es super. Da hinten läuft Musik. Es ist ein ziemlich guter Moment. Und dann denk ich so: Ja geil! Warum eigentlich nicht? Aber es ist nur die halbe Wahrheit. [Lacht] Ich glaube die ganze Faszination würde für mich verloren gehen, wenn ich es das ganze Jahr machen würde. Also ich fürchte, wenn man sowas dauerhaft macht, führt man einen Lebensstil, der sicherlich Spaß macht, aber für mich, zumindest ein Stück weit, ins Leere gehen würde. ■

*Maria verbringt ihre Mittagspause am liebsten mit Hündin Mira beim täglichen Spaziergang im Schanzenpark.*



# Das Besondere am Urban Exploring ist der Weg. über Zäune klettern, sich durch irgendwelche Spalten quetschen oder sich durch irgendein Gebüsch schneiden.

Lost Places sind verlassene Orte im städtischen Raum, die durch ihre besondere und mystische Atmosphäre zahlreiche Abenteuer\*innen in ihren Bann ziehen. Sogenannte Urban Explorer oder Urbexer faszinieren sich für das, was bleibt, wenn ehemals künstlich erschaffene Baustrukturen frei von menschlichen Einflüssen in den Verfall und ins Vergessen geraten. Wir haben uns mit einem städtischen Abenteuer getroffen und uns in einem Gespräch mit ihm über das Erkunden, das Geheimnis und die Ästhetik von Lost Places ausgetauscht. Ben lebt in Hamburg und ist Student im Bereich Fotografie\*.

\*Da er seine Identität als Urban Explorer schützen möchte, werden wir keine weiteren Informationen zu seiner Person veröffentlichen und auf keinem Foto sein Gesicht zeigen.

Faszination Lost Places - Im Gespräch mit einem Urban Explorer

## Hi Ben. Was genau ist Urban Exploring?

Für mich bedeutet Urban Exploring das Erkunden von verlassenen Orten im städtischen Raum. Es gibt natürlich auch interessante Orte, die nicht im urbanen Raum zu finden sind, aber mich interessiert das, was im Verborgenen der Stadt liegt. Gerade wenn man in der Stadt lebt, ist es besonders und in gewissermaßen auch beruhigend, einen Ort zu entdecken und zu erkunden, an dem man alleine ist, an dem es vielleicht auch still ist und an dem man eigentlich alles machen kann, was man will.

Das Besondere am Urban Exploring ist der Weg zu den Lost Places. Der Weg ist für mich das Abenteuer.

## Was macht ein Urban Explorer? Wie geht er vor?

Zunächst gilt es erst einmal, die verlassenen Orte zu entdecken und zu finden. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, verborgene und menschenleere Lokalitäten aufzuspüren und an sie heranzukommen. Beispielsweise ist Google Maps ein hilfreiches Tool, um Lost Places zu orten. Zudem gibt es zahlreiche Internet-Foren über das Thema Urban Exploring, auf denen viel Austausch zwischen den Urbexern und Interessierten stattfindet und natürlich ist auch Mundpropaganda eine hilfreiche Methode, um zu erfahren, wo und auf welchem Wege sich Lost Places finden lassen.

## Würdest du Urban Exploring als Hobby beschreiben?

Urban Exploring ist für mich keine Freizeitaktivität, die ich jedes Wochenende ausüben würde, aber generell finde ich es sehr spannend, Orte zu entdecken, die nicht jeder Mensch sieht und die möglicherweise vor ein paar Jahren zuletzt betreten wurden oder gänzlich in Vergessenheit geraten sind. Wenn ich zum Beispiel alte Gebäude entdecke, die komplett verlassen sind und ihre beste Zeit einfach

schon hinter sich haben, dann sprechen sie plötzlich eine ganz eigene Sprache und das empfinde ich als sehr beeindruckend. Ich denke, das Hobby hinter dem Urban Exploring ist die Neugier etwas Neues zu entdecken, raus aus dem Alltag zu kommen und neben einem täglichen „Nine-to-five-Job“ etwas Anderes - ein Abenteuer - zu erleben. Über Zäune zu klettern, Hindernisse zu überwinden und darauf zu achten nicht gesehen zu werden, erzeugt einen gewissen Spaßfaktor. Ich finde es aufregend, überhaupt an einen verborgenen Ort zu gelangen und nicht einfach eine Tür aufzumachen und zu sagen: „ich bin da“.

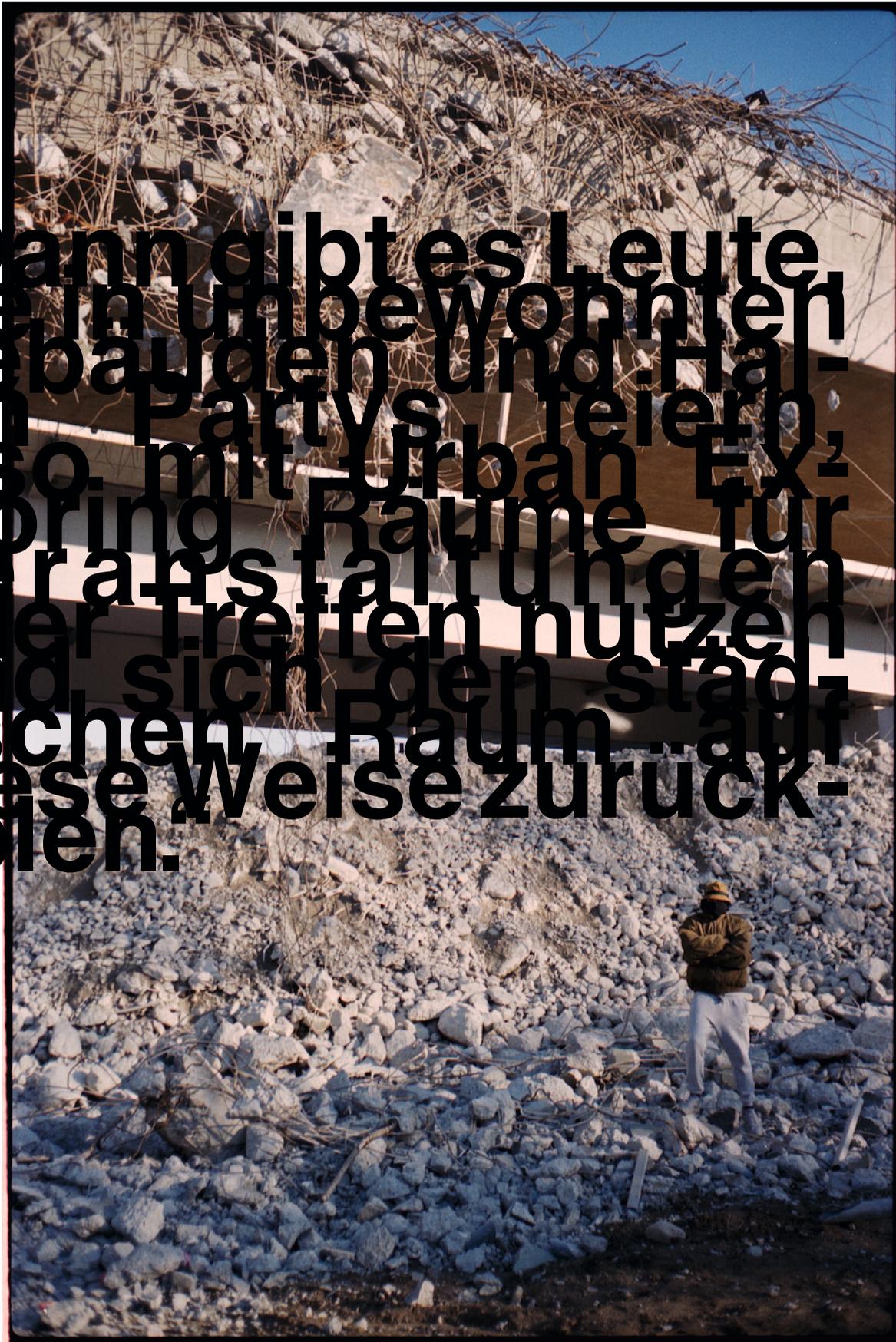
## Würdest du Urban Exploring als eine „neue Form der Freizeitgestaltung“ beschreiben?

Vor allem durch Instagram und die sozialen Medien ist Urban Exploring neuerdings zu einem 'hippen' Trend-Hobby geworden. Durch die mediale Aufmerksamkeit werden für mich manche Orte aber auch wieder uninteressant.

## Was interessiert dich persönlich an maroden/verlassenen/verfallenen Gebäuden und Orten wie beispielsweise vergessene Freizeitparks?

Mich interessiert primär gar nicht die Geschichte der Lost Places und der Hintergrund dessen, was da mal war, sondern eher die Tatsache, dass da mal etwas war. Dass diese Orte belebt waren und heute verlassen sind, dass ich dort alleine bin und etwas Verborgenes entdecken kann, finde ich interessant. Ursprünglich bin ich über Graffiti an Lost Places gekommen und fand es spannend, mir die Orte anzueignen und sie mitzugestalten. Später habe ich auch Interesse für das Architektonische und den Verfall entwickelt. Ich habe mir die Gegenstände und Objekte angesehen, die an den Orten zurückgelassen wurden und versucht, die Atmosphäre der Lost Places fotografisch festzuhalten. Allgemein empfinde ich es beim Erkunden vergessener Orte als aufregend, zu sehen und zu spüren, dass

Dann gibt es Leute die in unbewohnten Gebäuden und Hallen Partys feiern, also mit Urban Exploring Räume für Veranstaltungen oder Treffen nutzen und sich den städtischen Raum auf diese Weise zurückholen.



dort gewohnt, gearbeitet wurde oder generell, dass dort Leben war. Das Interessante an verlassenen Freizeitparks ist für mich die Vorstellung, dass ehemalige Freizeitorte, die mit Leben und Menschen gefüllt waren, durch die Nicht-Nutzung und ihren Verfall erneut zu ‚Freizeitorten‘ geworden sind, die es nach vielen Jahren der Abwesenheit von Menschen neu zu entdecken gilt. Somit bieten verwaiste Freizeitparks das Potential einer neuartigen Freizeitgestaltung und Wiederaeignung.

**Was kann Urban Exploring alles sein? Der Begriff ist ja relativ abstrakt und lässt Freiraum für Interpretation.**

Das stimmt. Urban Exploring ist sehr facettenreich und vielfältig. Zum Beispiel kann Fotografie, Videografie oder das Erstellen von Drohnenaufnahmen an maroden Orten als Urban Exploring betitelt werden. Zudem kann Urban Exploring auch eine künstlerische Aneignung von menschenleeren Orten darstellen, wie es beim Graffiti der Fall ist. Dann gibt es Leute, die in unbewohnten Gebäuden und Hallen Partys feiern, also mit Urban Exploring Räume für Veranstaltungen oder Treffen nutzen und sich den städtischen Raum auf diese Weise zurückholen.

**Was macht für dich den ‚perfekten Lost Place‘ aus? Wie würdest du einen ‚idealen‘ Lost Place beschreiben?**

Für mich persönlich sind Orte, die unterirdisch liegen, perfekte Lost Places... Oder Orte, an denen ich durch kleine Gänge gehen muss und dann riesige Hallen entdecken kann — in Bunkeranlagen ist es ja manchmal so. Am besten wäre es, einen Ort zu entdecken, an dem zuvor noch nie jemand gewesen ist, aber das ist natürlich unmöglich, weil dort ja immer schon einmal Menschen gewesen sein müssen. Also halte ich es für ‚ideal‘, wenn ein Lost Place für sehr, sehr lange Zeit nicht betreten und entdeckt wurde.

**Wie stehst du zum Thema Kommerzialisierung von Lost Places?**

Ich bin der Meinung, dass durch kostenpflichtige Tourist\*innen-Führungen, Ausflüge und generell die Vermarktung von Lost Places das Abenteuer oder die Freude daran, etwas Neues zu entdecken, verloren geht. Ich habe noch nie an einer Lost-Places-Tour teilgenommen, aber ich stelle es mir so vor, dass an einem Tag ca. vier Gruppen a 50 Leute durch die verlassenen Lokalitäten gescheucht werden, an ein paar Punkten etwas erzählt bekommen und dann war es das wieder. Dabei



fehlt jedoch der Weg und das möglichst unauffällige Hinkommen an den jeweiligen Lost Place. Ein Stück weit fehlt dann auch das Verbotene, das Illegale und das Versteckt-Sein. Auf der anderen Seite öffnet sich durch die Kommerzialisierung von Lost Places gegebenenfalls auch die Möglichkeit, Orte zu sehen, an die man auf anderem Wege gar nicht herankommen würde. Hierfür sind (Hamburger) Unterwelten-Touren oder Bunker-Führungen passende Beispiele.

**Inwiefern empfindest du verlassene Freizeitorte als ästhetisch? Würdest**

**du sie überhaupt als ästhetisch beschreiben?**

Ich empfinde verlassene Freizeitorte auf jeden Fall als ästhetisch. Beispielsweise halte ich es für ästhetisch, wie ein ursprünglich künstlich angelegter Freizeitpark, an dem einst alles bunt war und geleuchtet hat, nach Jahren der menschlichen Abwesenheit mit Moos überwachsen ist und sich allmählich auflöst. So bekommt die bebaute Umgebung eine neue Haptik, neue Strukturen und Farben. Es ist interessant und schön, diesen Verfall fotografisch festzuhalten. Ich finde, dass auch etwas Verfallenes, Kaputtes und Ru-

inmässiges eine Ästhetik in sich tragen kann. Dass der Beton von Häusern und Gebäuden auf einmal zerbrechlich und fragil wird und wirkt, ist in meinen Augen schön und künstlerisch. Zudem die grünen Pflänzchen zwischen dem Beton; das ist ein Neuanfang. Den Zerfall von etwas Altem auf der einen Seite und das Entstehen von etwas Neuem auf der anderen Seite betrachte ich als besonders und ästhetisch.

**Du hast die Fusion aus Natur und bebauter Umwelt als Ästhetik dargelegt. Wie würdest den künstlerischen Aspekt von Graffiti dazu ergänzend beschreiben?**

Zunächst muss gesagt werden, dass das künstlerische Arbeiten in diesem Falle ‚in Ruhe‘ stattfindet. Die Arbeit wird von nur wenigen bis keinen Leuten überhaupt gesehen. Das ist sehr weit weg von dem ursprünglichen Streetart-Gedanken, dass Kunst möglichst viele Leute erreichen soll. Beim Graffiti an Lost Places geht es eher darum, sich einen freien Platz zu nehmen und zu gestalten, der vielleicht schon nach kurzer Zeit nicht mehr vorhanden sein wird. Lost Places bieten eine sehr offene Möglichkeit zur künstlerischen Gestaltung in Ruhe und Freiheit. Man kann sie ein bisschen wie ein ‚Atelier für jeden‘ verstehen. Dazu muss ich

allerdings zwei Fraktionen erwähnen: Es gibt eine Fraktion, die die verlassensten Orte nutzt, um sich künstlerisch zu entfalten und den Raum neu zu gestalten, und es gibt die anderen Urban Explorer, die es nicht gut finden, dass die besonderen Orte ‚verschandelt‘ werden. Bei Fotograf\*innen ist es meist so, dass sie nach Motiven von Orten und Gebäuden suchen, an denen nicht gemalt und experimentiert wurde. Für den Fotoaspekt finde ich es auch fast schöner, wenn die Lost Places sind, wie sie ursprünglich aussahen, und nur die Natur dazwischen war.

**Gab es schon gefährliche oder problematische Situationen, in die du dich durch dein Hobby gebracht hast?**

Ja. Urban Exploring stellt in den meisten Fällen ein gewisses Risiko- und Gefahrenpotential dar. Zum Beispiel war ich in einigen Gebäuden, die bereits so zerfallen waren, dass die Treppen nicht mehr stabil waren oder der Boden und die Dielen sowie von oben als auch von unten einsturzgefährdet waren... Mit Sicherheitsdienst und Polizei hatte ich persönlich noch keine großen Probleme, aber diesen Faktor gibt es natürlich auch. Manche verlassensten Orte haben sogar einen eigenen fest organisierten Sicherheitsdienst, weil sie so stark frequentiert sind, dass sie non-stop überwacht werden.

**Das ist ein guter Übergang zur nächsten Frage: Ist Urban Exploring legal?**

Nein, nicht wirklich. Also ich würde sagen, es kommt immer darauf an, wie groß die Hindernisse sind, die man überwinden muss, um dort hinzukommen. Meiner Meinung nach begeht man rechtlich schon eine Straftat von Hausfriedensbruch, sobald man Zäune und Tore überklettert und Türen aufmacht, die verschlossen sind. Ich glaube, ab dann ist Urban Exploring eine Straftat, aber für mich ist diese Form des Hausfriedensbruchs sehr geringfügig. Ich empfinde diese Straftat auch teilweise als Blödsinn, so dass ich sie gerne in Kauf nehme (er muss schmunzeln).

**Beim Urban Exploring werden die Lost Places meist geheim gehalten. Was hältst du davon?**

Ich halte es für positiv, diese Räume und Plätze geheim zu halten. Durch zu große Aufmerksamkeit und Bekanntheit würde das Geheimnis der verwaisten Orte aufgebrochen und die Faszination des Urban Explorings verloren gehen. Es würde mich stören, wenn sich gleichzeitig mit mir noch andere Interessierte an demselben Lost Place aufhalten würden. Es wäre nicht mehr das Gefühl und der Spaß, etwas für mich persönlich zu entdecken.



**Gibt es denn auch Lost Places die nicht ‚top-secret‘ sind und die du uns verraten würdest?**

Paris hat ziemlich interessante Unterwelten, die ich unbedingt einmal sehen möchte. Mittlerweile gibt es da zwar auch Führungen, aber ich persönlich finde diese Kanalisationen trotzdem spannend und reizvoll. In Berlin gibt es die alte Bärenquell-Brauerei, die ich bereits besucht habe und empfehlen kann. In Hamburg gab es in der City Nord ein altes Postgebäude, das mittlerweile jedoch leider schon abgerissen wurde...

**... Also entstehen und verschwinden Lost Places?**

Ja. Es gibt viele Orte, die nur kurzzeitig ein Lost Place sind. Dadurch, dass sie nicht genutzt werden, steht ihnen oftmals der Abriss bevor und dann ist die Zeitspanne teilweise nur ein, zwei Monate oder noch kürzer, in welcher die Lost Places entdeckt werden können, bis sie dann endgültig abgerissen oder aber umgebaut, erneuert und neu genutzt werden.

**Zuletzt noch eine Kontroverse: Urban Explorer suchen fortlaufend nach ge-**

**heimnisvollen Orten. In einigen Fällen werden Fotos geschossen und veröffentlicht. Meinst du, dass durch diese Publizierung das Geheimnis von Lost Places verloren geht?**

Ich persönlich habe auch schon mal ein Bild auf meinem Instagram Account gepostet, das gebe ich gerne zu. Ich finde das Geheimnis vom urbanen Erkunden geht nicht mit der Veröffentlichung eines Fotos verloren. Wenn jedoch auf einem Foto so viel zu sehen ist und preisgegeben wird, dass genau erkennbar ist, wo ein bestimmter Lost Place liegt, dann verliert Urban Exploring seine Magie. Ich würde solche detaillierten Fotos nicht im Internet veröffentlichen oder verraten, wo genau welche Lost Places lokalisiert sind. Ich mag es nicht, wenn sich Leute mit dem Hobby Urban Exploring brüsten... ■

*Bei einer Exkursion in den Berliner Spreepark haben Julius und Alicia ihr Interesse für verlassene und marode Freizeitlandschaften entdeckt. Seither sind sie leidenschaftliche Urban Explorer und für jedes Abenteuer bereit.*





# Bitte ein BID.

Die Hamburger Reeperbahn ist Mekka für die alkoholisierte Partymeute, Wohnort und Business Improvement District zugleich. So ambivalent das klingen mag, sind auch die Interessen auf der *geilen Meile*.

von Lea Gries

Etliche Geschichten wurden schon über die Reeperbahn erzählt, sie wurde in Liedern besungen, zum Schauplatz von Romanen und trotzdem ist sie an jedem Wochenende immer noch mindestens genauso voll wie ihre Besucher\*innen. Die Glorifizierung eines ganzen Stadtteils und seiner Geschichte hat St. Pauli zu einer Pilgerstätte für Feierwütige und Tourist\*innen gemacht.

Es ist ein milder Freitagabend, die Fußgänger\*innenampel an der Kreuzung Reeperbahn/Hein-Hoyer-Straße schaltet auf grün und eine regelrechte Menschenlawine überrollt die Straße. Gegröle, Gejauchze, Gerempel. Von der Haspa-Filiale her tönen die Klänge eines E-Cellos, zunächst die *Game of Thrones* Titelmelodie, dann *My heart will go on* - natürlich wird es das.

„Geil, lasst mal gleich durch die Herbertstraße, da sitzen die Nutten im Fenster“, schreit ein junger Mann mit glasiertem Blick seine Freunde an. Sie sehen kaum älter aus als zwanzig. Zwei Frauen in der Gruppe verziehen verunsichert das Gesicht, denn sie wissen: vor der Trennwand mit der *Seite 6 - der unkomplizierte Seitensprung*-Werbung ist für sie Schluss: men only. Wie sich ihre Begleiter in der kleinen, aber polarisierenden Gasse verhalten, können sie von außen nur

mutmaßen. Mit großer Wahrscheinlichkeit werden sie die Herbertstraße letztlich recht zügig, mit eher verstohlenen statt offeneren Blicken durchqueren. Für die Story war es trotzdem gut.

Mehrere zehntausende Besucher\*innen kommen an gewöhnlichen Wochenenden auf die geile Meile, wie die Reeperbahn gern genannt wird. Tendenz steigend. Ein Ausmaß, das viele Anwohner\*innen mittlerweile als starke Belastung empfinden. „Also von montags bis donnerstags liebe ich es auf dem Kiez. Ab Freitag wird es schwierig und Samstag, Sonntag“, Martin\* klatscht sich augenrollend auf die Oberschenkel. Mit Unterbrechung wohnt er nun seit fast drei Jahren am Hans-Albers-Platz, eine der beliebtesten Anlaufstellen im Vergnügungskosmos Kiez.

Auf der Straße vor seinem Haus zeigt er stolz auf die rote Tür: „Die ist neu. Seitdem riecht es wieder normal im Flur, weil uns niemand mehr reinpissen oder kotzen kann.“ Was viele nicht wissen: Erbrochenes, Alkoholleichen, Heroinspritzen und Crackpfeifen gehören in manchen Ecken St. Paulis zum ungeschminkten Alltag.

Was viele auch nicht wissen: Die letzten fünf Jahre waren die Reeperbahn, die Große Freiheit, der Hans-Albers Platz

und weitere angrenzende Straßen und Gebäude ein sogenannter *Business Improvement District*, kurz BID. Verwaltet wurde dieser durch die *Interessengemeinschaft St. Pauli* mit dem öffentlich kommunizierten Ziel der Aufwertung des Gebiets in seiner gewerblichen Struktur, dem Erscheinungsbild sowie der Stärkung der Viertelpräsenz im *Hamburg Marketing*.

So etablierte der *BID Reeperbahn+* neue, pinke Mülleimer, unterstützte eine Vielzahl neuer und alter Großveranstaltungen und organisierte einen *Art Walk* sowie lilafarbene Tannenbäume während der Weihnachtszeit. Der Kiez - er soll glänzen.

Julia Staron ist Quartiersmanagerin des *BID Reeperbahn+*, Barbesitzerin am Spielbudenplatz und selbst langjährige Anwohnerin. Für sie spiegeln sich in den erarbeiteten und umgesetzten Maßnahmen der letzten Jahre nicht nur die privatwirtschaftlichen Interessen der Gewerbetreibenden wider: „Wir haben durch viele Kommunikationskampagnen versucht, den Besucher\*innen hier klar zu machen, dass St. Pauli auch ein Lebensraum ist. *Your pleasure, our home* ist daher ja unser Claim.“

Sie spielt auf die Aushänge mit Schriftzug *St. Pauli pinkelt zurück* an, die sich tatsächlich an vielen Hauseingängen fin

Zwischend Rotlicht und Alkoholrausch bahnen sich die feierwütigen Besucher\*innen ihre Wege durch die Menschenmenge.



den lassen. Oder auf die Begrüßungstüte, eine Kotztüte, die beispielsweise in Hostels verteilt wird und auf der zehn Regeln für den mehr oder weniger nachhaltigen Besuch auf dem Kiez niedergeschrieben sind. Diejenigen, die von ihr Gebrauch machen, haben vermutlich bereits die Hälfte der Vorgaben überschritten.

Trotz aller Bemühungen, Anwohner\*innenschaft und Gewerbeinteressen in eine harmonische Form zu bringen, fühlen sich einige St. Paulianer\*innen von den Maßnahmen zur Ankerbelung der Wirtschaft in Form von Tourismus, Großevents und zunehmender Überwachung des öffentlichen Raums zur Schaffung einer sicheren Atmosphäre nicht abgeholt.

Anfang Februar diesen Jahres fand daher im Millerntorstadion die achte *St. Pauli Stadtteilversammlung* mit rund 400 Anwesenden statt, um sich gemeinsam gegen eine Stadtteilentwicklung von oben und primär im Sinne privatwirtschaftlicher Interessen stark zu machen. Organisiert wurde die hochpolitische Veranstaltung von dem offenen Netzwerk *St. Pauli selber machen*, ein Name mit Ansage und gegen die Ziele des *BID Reeperbahn+*.

„Gegen den BID zu sein, ist auch eine politische Grundhaltung. Eigentümer? Die können erstmal nichts Gutes wollen“, sagt Staron. Die Stadtteilversammlungen besuche sie nur selten, zu polemisch seien die Beiträge, zu einseitig die Betrachtung. „In der existenziellen Vielfalt des Viertels scheinen sich hier gerade merkwürdig verhärtete Fronten aufzutun, das ist nicht sonderlich typisch für St. Pauli. Eigentlich war der Stadtteil genau wegen seiner Vielfalt in der Bewohner\*innenstruktur und den Gewerbetreibenden immer eine Einheit, wenn es um die Existenz ging, war man sich einig.“

Die *Ballsaal-Resolution* der Stadtteilversammlung wurde im Kollektiv verabschiedet und vereint Wut und Wünsche der anwesenden St. Paulianer\*innen. Forderungen nach angstfreiem Arbeiten und Wohnen vor privater Rendite, keine Ausweitung der Partyzone in die Wohnstraßen oder die Reduktion von Großevents. Zusammengefasst: Stoppt die Kommerzialisierung!

**„Wenn das hier so weitergeht, sind wir bald nur noch Statist\*innen in einem Freizeitpark und Spielparadies für die ganzen Tourist\*innen“,**

machte eine Anwohnerin ihren Unmut während der Versammlung laut.

St. Pauli als Freizeitpark, an sich keine abwegige Vorstellung. Strömen die Menschen doch für eine begrenzte Zeit herein, konsumieren was ihnen vor die Füße fällt und verlassen den Ort anschließend, ohne sich über das Ausmaß Gedanken zu machen - aufräumen und Schadensbegrenzung betreiben andere. Das Image und seine Vermarktung tun ihr übriges - Sex, Crime und derbe Sprüche verkaufen sich noch immer gut, besonders an die Leute, die sonst weniger damit in Berührung kommen.

Als Julia Staron von der Interpretation St. Paulis als Vergnügungspark hört, ist sie nicht ganz einig. Während ihrer Arbeit als Quartiersmanagerin sei ihr immer wichtig gewesen, Außenstehenden klar zu machen, dass St. Pauli keine Kulisse und das Rotlichtgewerbe keine Staffage sei: „Der Punkt ist doch, lasse ich mich zur Statistin machen? Ich kann mich ja auch als Gastgeberin verstehen und das Geschehen mit beeinflussen.“

Martin resümiert die Situation nüchtern: „Die Leute, die nur kurz da sind, benehmen sich immer richtig daneben. Denen ist egal, ob hier jemand wohnt und

wenn ich sage, die sollen beispielsweise nicht an meine Tür pissen, werden die aggressiv. Die kommen ein Wochenende her, wüten wie Caligula und dann zurück in ihrer Stadt verhalten die sich wahrscheinlich komplett zivilisiert.“

Das beliebteste Beispiel für exzessiven Partytourismus sind unter den Anwohner\*innen mittlerweile britische Junggesell\*innenabschiede, kurz JGA. Im Penis-kostüm oder als Nonne verkleidet ziehen sie torkelend ihre Kreise und scheinen sich dabei mitunter keinerlei Verantwortung bewusst zu sein.

Doch JGA sind nicht die einzig kostümierte Feiermeute. Letztes Jahr traf ich meinen Nachbarn am Wochenende des Schlagermoves mit gepackten Koffern im Treppenhaus. „Du hast nur zwei Möglichkeiten: fliehen oder mitmachen, bis du nichts mehr merkst.“ Der Schlagermove ist die wohl umstrittenste Veranstaltung auf St. Pauli. In gut besuchten Jahren tanzen bis zu 450.000 Menschen im Hippie-Look zu Helene Fischer und Co. auf dem schrillen Umzug der *HossaHossa GmbH*. „Für mich gehört der Schlagermove zur Vielfalt von St. Pauli, obwohl ich

die Musik furchtbar finde“, stellt Staron klar.

Doch auch hier gibt es keinen Konsens im Viertel: Immer wieder fordern Anwohner\*innen - bislang erfolglos - eine Verlegung in andere Stadtteile.

**Die Belastungsgrenze sei schon lange überschritten, die Menschen zu rücksichtslos, das Ausmaß verheerend.**

Endlos lassen sich die verschiedenen Ansichten und Interessen gegeneinander aufwiegen, denn die Konfliktlage ist vielfältiger als das Gewerbeangebot im BID. Ob dieser nun weitergeführt wird, zeigt sich in den nächsten Monaten. Der Wunsch nach einer zweiten Laufzeit ist bei vielen Gewerbetreibenden und städtischen Institutionen groß, letztlich entscheiden jedoch die Grundeigentümer\*innen, ob sie zu erneuten finanziellen Abgaben für die Quartiersarbeit bereit sind. Die Zustimmung in der Anwohner\*innenschaft ist gemischt, viele wussten nicht einmal etwas von dem letzten BID, die Gegner\*innen hingegen sind laut.

Zurück auf der Reeperbahn. Es ist vier Uhr am Samstagmorgen. Die Straße hat sich deutlich geleert und so streifen nur noch der harte Kern und ein paar verlorenen Seelen über den Bürgersteig. Der Rest vertanzte die Nacht vermutlich in einem der Clubs oder liegt bereits im hotel-eigenen oder fremden Bett. Bald wird es hell und spätestens bei Sonnenaufgang offenbart der Kiez wieder sein unausgeschlafenes Gesicht. Spätestens dann gehen die funkelnden Lichter aus. Übrig bleiben die Urinpfüten an Hauswänden und am Haspa-Automaten, Müllberge, trotz der pinken Eimer und schlafende Obdachlose an den altbekannten Stellen. Das alles taucht in der Vermarktung nicht auf.

Aber gleich kommt ja auch schon die Sonderreinigung - das gibt es nur im BID. ■

*\*Name geändert*

*Lea wohnt trotz aller Strapazen gern auf der Reeperbahn, konsumieren und feiern tut sie jedoch woanders. Obwohl sie kein Fleisch isst, möchte sie ungern auf den heraufwehenden Würstchengeschmack von Lucullus vor der Haustür verzichten.*



Selfie or it didn't happen - zwischen der Ritze und dem Point of Sex werden wohl die guten Geschichten geschrieben.



# WAS BLEIBT? 15 JAHRE PARK FICTION

## Zwischen modellhafter Stadtplanung und Anwohner\*innen-Realität

Einer der wohl bekanntesten und gleichzeitig kleinsten Hamburger Parks liegt inmitten des Stadtteils St. Pauli mit unverbaubarem Blick über den Hamburger Hafen. Vor nicht allzu langer Zeit noch der ärmste Stadtteil Westdeutschlands, ist St. Pauli im Allgemeinen und im Speziellen die Hafenkante längst ein Gentrifizierungs-Hotspot. Das Spiel ist bekannt: Je attraktiver der Baugrund für Investor\*innen, desto knapper werden in dem, ohnehin schon dicht bebauten Stadtteil, nicht nur bezahlbarer Wohnraum, sondern auch Grün- und Freiflächen für die Anwohner\*innen. Umso eindrucksvoller ist es, was die Initiator\*innen des Park Fiction Anfang der 1990er Jahre gemeinsam mit zahllosen engagierten Anwohner\*innen geschafft haben. Entgegen dem geltenden Bebauungsplan verhinderten sie den Neubau einer Verlagszentrale und schufen stattdessen in einem künstlerischen Planungsprozess einen Park, der ganz nach den Wünschen und Vorstellungen der Nutzer\*innen gestaltet wurde. Bis heute gilt der Park Fiction daher als das Exempel dafür, dass eine andere Stadtentwicklung eben doch möglich ist. Als ich vor sechs Jahren nach St. Pauli zog, war mir, wie wahrscheinlich vielen Alt- und Neu-Hamburger\*innen, der Park Fiction bereits ein Begriff. Auf die anfängliche Faszination für diesen spannenden Ort folgte jedoch schnell Ernüchterung: Der



mythenumwitterte Freiraum erschien mir - zumindest an den Wochenenden - in mancherlei Hinsicht gar nicht so anders zu sein als viele andere Orte im Viertel, an denen zu viele Menschen auf zu engem Raum zu viel Alkohol konsumieren. Viele meiner Nachbar\*innen, Neuankömmlinge wie Alteingesessene, teilten diese Einschätzung. Dem wollte ich näher auf den Grund gehen: Was bleibt, 15 Jahre später, von der Vision Park Fiction?

**„Ich habe das Gefühl, dass der Park Fiction für andere Leute als für mich gemacht ist, aber ich finde das Projekt trotzdem super. Vor allem das, was es glücklicherweise, nicht geworden ist.“**

In Gesprächen und Interviews mit Anwohner\*innen zeigt sich schnell, dass die entworfene Fläche nur wenig von diesen genutzt wird, obwohl sie besonders für sie und von ihnen selbst entworfen wurde. Es wird bemängelt, dass oft eine aggressive Stimmung herrsche, unange-

nehme Gerüche sich in den umliegenden Straßen verbreiteten und ein Müllproblem vorhanden sei. Durch zerbrochene Glasflaschen und andere Konsumutensilien wie Spritzen, Pfeifen oder Nadeln sei der Park zudem nur wenig kinderfreundlich.

Diese angesprochenen Problematiken traten vermehrt an sonnigen Wochenenden, Feiertagen oder bei Großveranstaltungen auf. Besonders die Eventisierung des Stadtteils durch Hafengeburtstag, Schlagermove und Co., aber auch durch Massen von Party-Tourist\*innen an gewöhnlichen Wochenenden führten zu einer Verschmutzung der Grünflächen. Im letzten Jahr wurde auf dem Gelände des Parks eine öffentliche Toilette installiert, um zumindest dem penetranten Uringeruch rund um den Park Einhalt zu gebieten. Für viele Anwohner\*innen ein erster Schritt in die richtige Richtung. Trotz der teilweise negativen Erfahrungen und Empfindungen sind aber fast alle meiner Gesprächspartner\*innen froh, dass es den Park Fiction gibt. Und auch mir bietet sich an einem sonnigen Montagnachmittag abseits vom Trubel der Wochenenden ein anderes, deutlich ruhigeres Bild. Im Hintergrund läuft Musik aus mobilen Musikboxen der Parkbesucher\*innen, vereinzelte Freundesgruppen sitzen auf den Grünflächen unter den ikonischen Blech-Palmen, Familien sind mit Kinderwagen unterwegs



Ein eigener Basketball Verein hat sich gegründet und stattet den Park mithilfe von Spenden mit eigenen Körben aus.

und verweilen im Park. Es wird das BMX-Fahren und Skaten geübt. Mit der Zeit kommen immer mehr kleine Gruppen zum Basketballspielen. Ein weitaus unbekannter, fast versteckter Teil des Parks, dient den Anwohner\*innen zum Anpflanzen von kleinen Beeten. In abgesteckten Bereichen wächst hier von Mohn bis Kohlrabi über Tulpen alles querbeet. Auch an überfüllten Sommerwochenenden lässt sich hier eine Ruheoase für St. Paulianer\*innen finden.

Auch nach über 15 Jahren Park Fiction übt der Ort noch immer einen Reiz auf viele Menschen aus, ob auf Anwohner\*innen oder Tourist\*innen. Das Angebot an Freizeitmöglichkeiten wird genutzt, aber auch die negativen Folgen eines immer populärer werdenden Ortes sind präsent. Diese Gegensätze kennzeichnen diesen Ort und üben vielleicht gerade deswegen eine Faszination aus. ■

**Elena, selbst Anwohnerin des Stadtteils, hat oftmals ein zwiegespaltenes Verhältnis zu St. Pauli. Dienstags gerne draußen, samstags gerne drin. In ihrer Wohnung befindet sich mehr Grün als in manch städtischem Freiraum.**



Einer der bekanntesten Parks Hamburgs, den viele nur gut besucht bei gutem Wetter kennen. Morgens kann Mensch den Park allerdings auch leer vorfinden - fernab vom Mainstream.



Polizist\*innen im Dienst auf dem Hamburger Dom

# „Man sieht das mit ganz anderen Augen“

## Gespräch mit einer jungen Polizeianwärterin

von Hanna Griesenberg

Als ich mich mit meiner Freundin Lara\* in ihrem Zimmer traf, war es wie sonst auch. Schon oft haben wir über ihre Arbeit gesprochen und diskutiert. Auch dieser offizielle Anlass eines Interviews änderte daran nichts. Obwohl wir uns schon so gut und so lange kennen, bin ich immer wieder erstaunt, was für Geschichten sie aus ihrem Berufsalltag erzählen kann. Als Polizeischülerin im vierten Semester bei der Polizei Hamburg hat sie einen praxisnahen Blick auf die Dinge, während ich als Studierende eher eine kritische Auseinandersetzung mit der Institution Polizei gewohnt bin. In der Praxisphase ihrer Ausbildung war sie im PK 33 rund um den Stadtpark, sowie in Sondereinsätzen bei der DOM-Wache eingesetzt. Um ihre persönlichen Erfahrungen dieser Zeit geht es in diesem Gespräch. Dabei kamen auch Themen wie Sexismus, Macht und die Normalität vieler Delikte zur Sprache. Zeigen soll dieses Gespräch aber die alltägliche Perspektive von Polizist\*innen auf das Vergnügen der Bürger\*innen, die uns im Normalfall verwöhrt bleibt.

**Wie unterscheiden sich deine Besuche von Freizeitorten im Dienst von denen, die du privat besuchst?**

Im Dienst achtet man viel mehr auf irgendwelche Kleinigkeiten. Also sei es, dass jemand da hin uriniert oder dass man darauf achtet, ob die Leute falsch parken. Darauf habe ich früher gar nicht geachtet, als ich da privat war. Und jetzt achte ich einfach drauf. Auch wenn ich privat da bin, gucke ich immer.

**Aber du greifst dann nicht ein?**

Ne, nicht bei banalen Dingen. Aber man lernt zum Beispiel den Stadtpark nochmal von der anderen Seite kennen. Früher war ich da zum Grillen mit Freunden, heute geht es um brennende Müllcontainer, Körperverletzungen oder sogar einmal eine Wasserleiche. Grundlegend sind die Delikte im Park aber die Gleichen wie sonst auch. Außer dass es, abgesehen von unserem Streifenwagen, keine Autos gibt. Und die Menschen sind meist entspannter als anderswo.

**Ist ein Einsatz auf dem Hamburger DOM anders als die alltägliche Polizeiarbeit?**

Die sonstige Vielfalt der Einsätze ist auf dem DOM in der Regel konzentriert auf Diebstahl, Körperverletzungen und vermiste Kinder. Besonders viel ist immer an den Autoscootern los, das sind so die Brennpunkte für Delikte. Unterwegs sind wir immer in Zweier- oder Dreierstreifen. Insgesamt sind sechs oder sieben Streifen gleichzeitig auf dem DOM. Immerhin ist die Umlauffläche des Doms super lang, über zwei Kilometer. Wenn dann was über Funk kommt, muss ja immer jemand schnell da sein und außerdem soll überall Präsenz gezeigt werden.

**Wie fühlt es sich an, in der Polizeiuniform über den DOM zu laufen? Wie wirst du von den Besucher\*innen wahrgenommen?**

Gefühlt wird man jeden Meter angesprochen: Wo sind die Toiletten? Oder wo ist der Weg zu U-Bahn? Man muss sich halt bewusst sein, dadurch dass Polizei draufsteht, wird man von jedem wahrgenommen. Du kannst gar nicht anonym sein, nicht als du selbst rumlaufen, sondern musst immer für jede\*n ansprechbar, nett und hilfsbereit sein. Du bist sozusagen der Informationspunkt des Doms. Und natürlich sorgen wir dafür, dass

sich die Besucher\*innen sicher fühlen können.

**Und wie verhalten sich die Besucher\*innen dir gegenüber?**

Das hängt von der Zeit ab: Vor allem wenn Familientag ist, sind viele Kinder da, die sich total freuen, wenn sie Polizei sehen. Manchmal wollen sie auch Fotos mit uns machen. Aber oft sind die einfach zu schüchtern, um uns anzusprechen.

**Also schauen die schon zu euch auf?**

Ja, es ist auch immer schön zu hören, wenn die uns erzählen, dass sie auch Polizist\*innen werden wollen. Abends, wenn viele Jugendliche da sind, wird es auch eher polizeifeindlicher, aber da passiert eigentlich nichts.

**Haben die Jugendlichen Angst oder Respekt vor euch?**

Nein, Angst denke ich nicht. Manchmal spielen sich einige ein bisschen auf, um irgendwas zu beweisen. Aber solange das friedlich ist, kann uns das egal sein. Falls es dann eskaliert, müssen wir halt zeigen, wer das Sagen hat. Als junge Polizistin wird man auch manchmal komisch angesehen, besonders von Älteren, da fällt aber selten mal ein Spruch. Männer gucken da natürlich hin. Man fällt halt auf.

**Ja, das finde ich auch. Auf dem DOM nochmal besonders, wo die Polizei leuchtende Jacken trägt. Ich habe auch immer automatisch Respekt, wenn ich Polizist\*innen sehe. Und auch wenn ich dir in Uniform begegne habe ich sofort ein anderes Gefühl...**

Hat man auch, weil man das Gefühl hat, man ist eine andere Person in diesem Moment. Aber egal was du machst, im Endeffekt hat die Polizei den längeren Hebel. Das ist Vielen nicht klar. Ich glaube aber auch, das hat was mit der Erziehung zu tun.

**Wie ist es denn, wenn du anderen Polizist\*innen begegnest?**

Ich gucke dann immer, ob ich die kenne. Das sind für mich Kolleg\*innen. Das ist anders, weil man ja selber in diesem Beruf drin ist. Dieses Gefühl, sich automatisch korrekt benehmen zu müssen, einen sogenannten räuberischen Instinkt, hat man dann nicht mehr.

**Wie ist es denn nachts auf der Reeperbahn im Dienst zu sein?**

Umso später es wird, desto höher sind die Promillewerte der Menschen und umso unfreundlicher, unhöflicher und respektloser werden sie der Polizei gegenüber. Dann erlauben manche sich super viel. Auf dem Dom ist das nicht so. Aber das liegt einfach an dem Alkohol, der die Menschen so verändert.

**Findest du es dann unangenehm auf dem Kiez zu sein?**

Seitdem ich meine Dienste da gemacht habe, bin ich ungern selber feiern. Irgendwie finde ich die ganze Atmosphäre abschreckend und die Menschen total uneinsichtig. Wenn man da mal gearbeitet hat, sieht man das mit ganz anderen Augen. Im Dienst selbst fand ich das nicht unangenehm, sondern sogar super interessant das Ganze mal von der anderen Seite zu sehen. Klar: Das Diskutieren ist anstrengend, man kann es eigentlich gleich sein lassen. Die Meisten sind dann in ihrem eigenen Tunnel und bestehen auf ihre Meinung. Ich würde sagen, dass fast alle es am nächsten Morgen bereuen, aber sie müssen auch mit den Konsequenzen rechnen. Trotzdem sollte man sich schon so unter Kontrolle haben, dass man anderen mit Respekt gegenübertritt. Das macht einfach keinen Sinn so.

**Was würdest du denn sagen, sind besonders prägende Ereignisse, die du erlebt hast?**

Super viele Einsätze ehrlich gesagt. Einmal mussten wir den halben Dom entlang durch die Menschenmenge rennen, weil es eine Schlägerei auf der anderen Seite gab. Irgendwie ist das ganz cool, wenn man entspannt über den DOM läuft und dann

auf einmal kommt ein Einsatz und [Lara schnipst] dein Kopf schaltet dann sofort ein. Wir müssen überlegen: was mache ich jetzt, wie teilen wir das ein, wer nimmt die Personalien auf. Die DOM-Dienste haben schon sehr viel Spaß gemacht, die sind halt mal was anderes. Im Stadtpark dagegen sind brennende Müllcontainer schon quasi langweilig. Da rufen wir im schlimmsten Fall auch nur die Feuerwehr.

**Das ist für dich dann schon normal geworden.**

Ja, das ist echt schon zum Alltag geworden. Klar, jeder Einsatz ist was Besonderes, aber manche sind aufregender als andere.

**Die ersten Einsätze waren aber wahrscheinlich alle aufregend.**

Ja, wenn man nicht weiß, wie man mit der Situation umgehen soll. Je öfter man etwas hatte, desto mehr Routine bekommt man. Aber man muss auch immer konzentriert sein und darf nicht luschtig werden. Vielleicht ist das der erste Kontakt der betroffenen Personen mit der Polizei und die wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen.

**Ich wüsste das auch nicht.**

Siehst du. Und irgendwann ist es mein 250. Einsatz...

**Und für die Leute ist es dann trotzdem das erste Mal. ■**

*\*Name von der Redaktion geändert.*

*Privat hat Hanna recht oft mit Polizist\*innen zu tun. Viel mehr als auf offiziellen Wege. Ehrlich gesagt hatte sie das letzte Mal mit Uniformierten bei ihrem Fahrradführerschein in der Grundschule zu tun. Problematisch findet sie das aber nicht.*

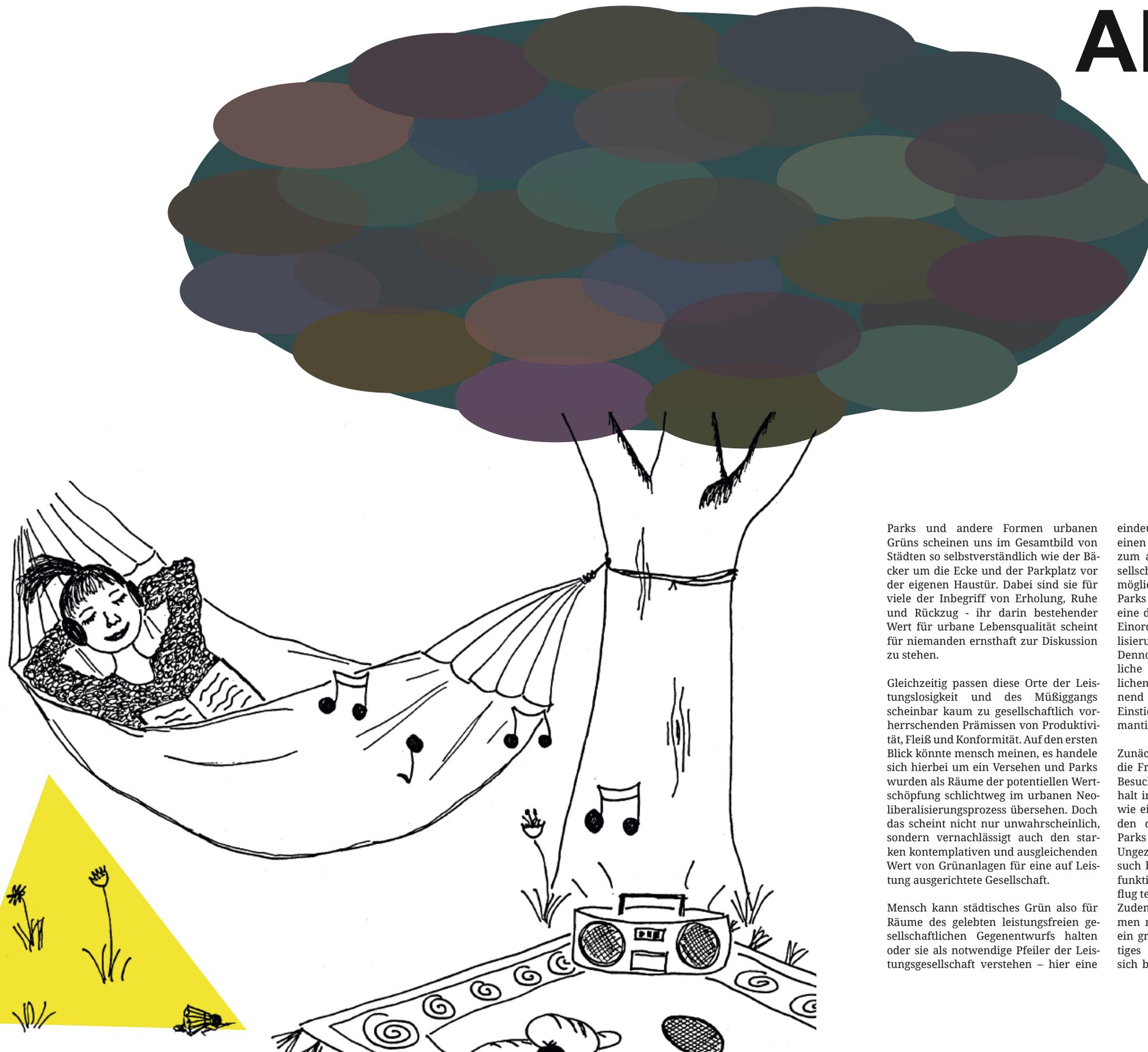


Polizist\*innen im Einsatz auf der Reeperbahn

# Allheilmittel Park?

**Städtisches Grün - ein Relikt in der neoliberalisierten Stadt oder ein gesellschaftlicher Gegenentwurf? Eine Betrachtung der vielfältigen gesellschaftlichen Funktionen städtischer Parks.**

von Jantje Morgenstern



Parks und andere Formen urbanen Grüns scheinen uns im Gesamtbild von Städten so selbstverständlich wie der Bäcker um die Ecke und der Parkplatz vor der eigenen Haustür. Dabei sind sie für viele der Inbegriff von Erholung, Ruhe und Rückzug - ihr darin bestehender Wert für urbane Lebensqualität scheint für niemanden ernsthaft zur Diskussion zu stehen.

Gleichzeitig passen diese Orte der Leistungslosigkeit und des Müßiggangs scheinbar kaum zu gesellschaftlich vorherrschenden Prämissen von Produktivität, Fleiß und Konformität. Auf den ersten Blick könnte mensch meinen, es handele sich hierbei um ein Versehen und Parks wurden als Räume der potentiellen Wertschöpfung schlichtweg im urbanen Neoliberalisierungsprozess übersehen. Doch das scheint nicht nur unwahrscheinlich, sondern vernachlässigt auch den starken kontemplativen und ausgleichenden Wert von Grünanlagen für eine auf Leistung ausgerichtete Gesellschaft.

Mensch kann städtisches Grün also für Räume des gelebten leistungsfreien gesellschaftlichen Gegenentwurfs halten oder sie als notwendige Pfeiler der Leistungsgesellschaft verstehen - hier eine

eindeutige Antwort zu finden, ist zum einen allerdings wenig zielführend und zum anderen aufgrund der starken gesellschaftlichen Fragmentierung kaum möglich. So sind die Verhaltensweisen in Parks doch höchst unterschiedlich und eine daraus abgeleitete gesellschaftliche Einordnung von Parks riskiert Pauschalisierung.

Dennoch ist ein Blick auf wissenschaftliche Untersuchungen der gesellschaftlichen Funktion von Grünanlagen spannend und sicherlich super geeignet für Einstiegs-Smalltalk beim nächsten romantischen Picknick im Park.

Zunächst zeichnet sich der Park durch die Freiwilligkeit des Aufenthalts seiner Besucher\*innen aus. Wäre der Aufenthalt in ihnen tägliches Pflichtprogramm wie eine Konferenz bei der Arbeit, würden die positiven Gefühle gegenüber Parks wohl schnell schwinden. Doch die Ungezwungenheit, die bei einem Parkbesuch besteht, macht ihn in einer höchst funktionalen Gesellschaft zu einem Ausflug temporärer Entlastung.

Zudem bewirkt die Freiwilligkeit zusammen mit dem Wunsch, sich zu erholen, ein grundlegend liberales und nachsichtiges Klima. Parkbesucher\*innen sind sich bewusst, dass ihr Aufenthalt befris-

tet und flexibel ist. Mögliche Störungen durch andere Besucher\*innen auf der Liegewiese können zeitlich begrenzt besser ertragen oder durch räumliches Ausweichen deutlich einfacher gelöst werden als etwa Unstimmigkeiten im Musikgeschmack mit der Nachbarschaft.

Zudem muss sich im Park niemand durch rühmliches Verhalten hervortun, da das aufgebaute Image wenig langfristige Vorteile bringen würde und auch niemand ernsthaft erwartet, sich durch besonders professionelles Faulenzen für einen Job zu qualifizieren. In der Regel kommt es in Parks ohnehin kaum zu konfrontativem Verhalten, da die meisten Parks im stillen Einvernehmen in unterschiedliche Nutzungsbereiche aufgeteilt sind. Im Gegensatz zu vielen anderen Bereichen des Alltags besteht hier keine Konkurrenz und auch sonst gibt es beim Aufenthalt im Park wenig zu erreichen, was das stetige Streben nach Optimierung beim Parkbesuch kurzzeitig vergessen lässt.

Dieser Ausschluss von Zweckmäßigkeit macht sich bereits beim Eintreten durch die abweichende räumliche Ordnung und die äußerliche Abgrenzung vieler Parks durch Büsche und Bäume bemerkbar.

# „Anders als die bebaute Umwelt der Stadt, übernehmen Parks Trends nur sehr träge und ändern sich kaum.“

Anders als die bebaute Umwelt der Stadt, übernehmen Parks Trends nur sehr träge und ändern sich kaum. Während in vielen urbanen Einkaufsstraßen die Besitzer\*innen und Fassadenfarben schneller wechseln als die Jahreszeiten, kann mensch auf 50 Jahre alten Fotos von Parks meist kaum einen Unterschied zum heutigen Zustand erkennen – vielleicht sind mancherorts ein paar sportliche Trimmergeräte zur körperlichen Selbstoptimierung hinzugekommen.

Diese Trägheit liegt in diesem Fall aber nicht an behördlicher Gemütlichkeit, sondern soll Grünanlagen möglichst beständig erscheinen lassen. Parks sollen für Stadtbewohner\*innen vertraute Orte darstellen, die identifikationsstiftend wirken – zumal ein elementarer Bestandteil von Grünparks Grün ist, das Zeit zum Wachsen braucht.

So bezweckt die Stadt- und Landschaftsplanung, durch die offene und zeitlose Gestaltung von Grünanlagen möglichst viel Raum zur kreativen Entfaltung und Identifikation bieten zu können. Dahinter steckt die Überlegung, dass Stadtbewohner\*innen sich so verantwortlich fühlen, so pfleglich mit städtischem Grün umzugehen, wie mit dem eigenen Wohnzimmer und diesen Raum ein Stück weit zu ihrem zweiten Zuhause zu machen.

Viele Stadtplaner\*innen bedauern allerdings, dass eine solche Form der Aneignung selten gelingt. Die Sozialwissenschaftlerin Dorothee Obermaier differenziert in diesem Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Ebenen der Aneignung, die von der reinen Wahrnehmung und Erkundung bis hin zur Inbesitznahme reichen. Bei der Parknutzung geht die Aneignung meist nicht über die vorgegebenen Nutzungsmöglichkeiten hinaus.

Diese fehlende kreative Nutzung wird zum einen auf die flexibilisierten Lebensumstände vieler Stadtbewohner\*innen zurückgeführt.

**Droht morgen die Versetzung am Arbeitsplatz in eine andere Stadt, scheint es heute wenig sinnvoll, im Park gegenüber noch ein Baumhaus zu bauen.**

So bilanziert auch der Soziologe Wulf Tessin in diesem Zusammenhang: „eine allzu starke Bindung an einen Ort [erscheint] dysfunktional“ (Tessin 2011: 165). Zum anderen wird von einer internalisierten Unfreiheit der Stadtbewohner\*innen ausgegangen, die es ihnen zur „unhinterfragten Gewohnheit“ (ebd.: 50) mache, Normen einzuhalten und Regeln zu befolgen.

So sei die Erziehung und der Einfluss des Umfeldes stark auf Konformität ausgelegt, wodurch kreatives Verhalten und kritisches Hinterfragen oftmals kaum erlernt würden, was nach Meinung vieler Stadtforscher\*innen das zurückhaltende Verhalten vieler Stadtbewohner\*innen in städtischen Freiräumen erklärt. In diesem gesellschaftlichen Bild scheint das achtlose Wegwerfen einer Bierdose bereits die Vorstufe zum Putschversuch zu sein und jegliche kreativen Freiräume als solche zu erkennen und zu nutzen unmöglich.

Weniger kulturpessimistisch könnte auch davon ausgegangen werden, dass Parkbesucher\*innen schlichtweg die Ruhe und Abwesenheit von Erwartungen und Hektik genießen und somit keinen Grund für erneute aneignende Produktivität sehen.

Zumal Aneignung oftmals auch Ausdruck von Widerstand ist. Da Parks allerdings gerade eine Gegenläufigkeit zu Werten und Normen gesellschaftlicher Strukturen repräsentieren und ihre Nutzung allem voran durch Zwanglosigkeit gekennzeichnet ist, bieten sie wenig Anlass für Rebellion.

Vielleicht steckt hinter der zurückhaltenen Entfaltung im Grünen aber auch einfach menschlicher Respekt und Bewun-

derung für einen Rest nicht regulierbarer und optimierbarer (Um-)Welt.

Wulf Tessin analysiert in diesem Zusammenhang eine allgemeine Sehnsucht des Stadtmenschen, in die Natur zu fliehen. Er spricht von einem „Naturrest“ im Menschen, der sich totaler Vergesellschaftung entziehen will“ (Tessin 2011: 149). Auf diese Weise würden Parkbesuche „zum Synonym für soziale Entlastung“ (ebd.).

Auch die Regionalpolitik scheint dieses Sehnsuchtpotential entdeckt zu haben und wirbt in Hamburg jüngst mit Wahlplakaten für „Mehr Grünflächen statt Betonflächen“. Zum einen stellt sich bei solchen Versprechen die Frage - wenn sie von Vertreter\*innen der gegenwärtigen Stadtregierung kommen - wie eine betonlose Nachverdichtung und Wohnraumschaffung gestaltet werden soll, um dem Wohnraummangel entgegenzuwirken.

Zum anderen fragt sich, für wen mehr Grün geschaffen wird? Längst werden Parks als Versinnbildlichung der Sehnsucht nach Entlastung im Urbanen potentiellen Kund\*innen und Konsument\*innen bei der Eröffnung eines neuen Highend-Kaufhauses, bei der Vermietung von Büroflächen oder als Zweitwohnsitz am Park schmackhaft gemacht. So ist die Parklage in der Immobilienbranche

längst ein entscheidendes Kriterium für Nachfrage und somit Preis einer Immobilie geworden.

Andererseits scheint der Raum im städtischen Grün zumindest auf den ersten Blick keine Hierarchien und andere gesellschaftliche Verhaltensvorschriften aufzuweisen. Eine wesentliche Voraussetzung für diesen egalitären Charakter von Parks ist die freie Zugänglichkeit für alle Stadtbewohner\*innen, wie sie zumindest im europäischen Raum für gewöhnlich in den großen Stadtparks besteht.

**So wird der Kiosk im Park zu einer seltenen Schnittstelle sozialer Tuchfühlung. Die sonst im Stadtraum vorherrschende räumliche Separation unterschiedlicher Milieus wird zeitweise aufgelöst.**

Zudem spielt auch hier das bereits beschriebene Bewusstsein über die Ungebundenheit an Ort und Zeit im Park eine wichtige Rolle. Das Beharren auf eigene Vorrechte wird im Besuch im Park abgelegt – auch weil es in diesem Umfeld selten um die Sicherung existenzieller Bedürfnisse geht. Während es im Alltag vieler Stadtbewohner\*innen ständig Dinge zu erreichen gibt, wie eine neue Gehaltserhöhung, einen Kitaplatz oder

auch die letzte Packung Streukäse im Supermarktregal zu ergattern, sind solcherlei Bedürfnisse im Park kaum vorstellbar.

Sind Parks allerdings durch sogenannte „Präventivarchitektur“ zu sehr normiert, werden sie von der breiten Masse oftmals kaum genutzt und finden nur bei marginalisierten Gruppen Beachtung, wodurch sie wiederum zu Orten manifestierter gesellschaftlicher Spaltung werden.

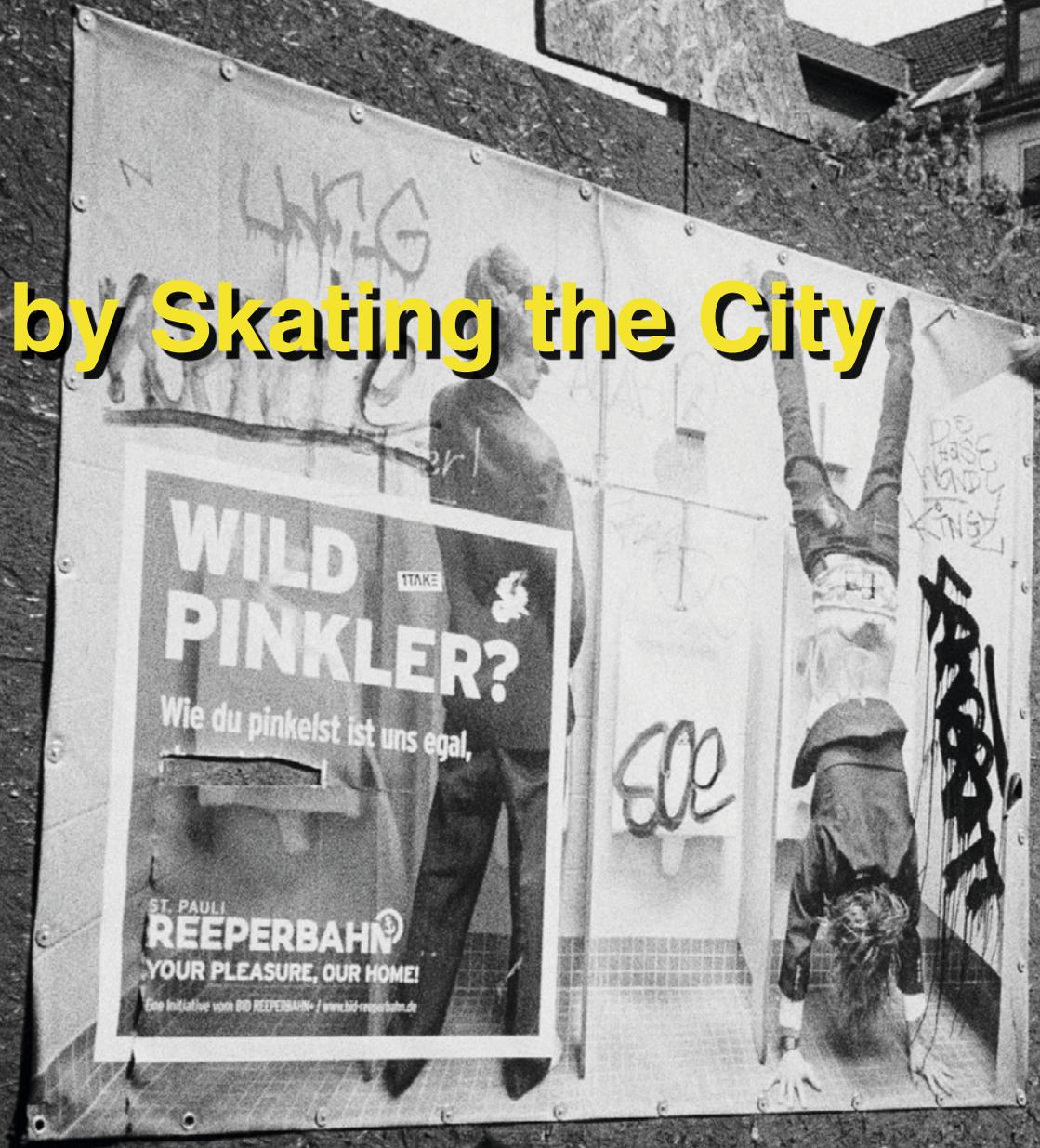
Parks dienen und vereinen also viele heterogene Interessen, was eine universell geltende Erkenntnis über sie unmöglich macht - außer - um am Ende noch mal ein wenig pathetisch zu werden -, dass sie uns im Alltag als konserviertes Relikt der prä-neoliberalisierten Stadt immer wieder daran erinnern können, wie schön die Komplexität von Dingen ist, ohne dass wir sie vollends überblicken. ■

*Jantje musste als Kind auf jeden Baum im Park klettern, heute übt sie leidenschaftlich gerne zynische Kritik an gesellschaftlichen Zuständen. In ihrer Freizeit isst sie gerne Apfelsmus.*



Kaspar, Heidi/ Bühler, Elisabeth (2006): Räume und Orte als soziale Konstrukte. Plädoyer für einen verstärkten Einbezug sozialer Aspekte in die Gestaltung städtischer Parkanlagen. In: (BURRI public elements): RaumPlanung, Bd. 125. S. 91-95.  
 Obermaier, Dorothee (1980): Möglichkeiten und Restriktionen der Aneignung städtischer Räume. In: Institut für Raumplanung (Hg.): Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, Bd.14. Dortmund.  
 Petrow, Constanze A. (2012): Städtischer Freiraum. In: Eckardt, Frank (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden. S. 805-837.  
 Rittel Katrin/ Bredow, Laura/ Wanka, Eva Regina/ Hokema, Dorothea/ Schuppe, Gesine / Wilke, Torsten, Nowak, Dennis/ Heiland, Stefan (2014): Grün, natürlich gesund: Die Potenziale multifunktionaler städtischer Räume. Ergebnisse des gleichnamigen F+E-Vorhabens. BfN-Skripten 371. Bonn.  
 Tessin, Wulf (2011): Freiraum und Verhalten: Soziologische Aspekte der Nutzung und Planung städtischer Freiräume. Eine Einführung (2. überarbeitete Auflage). Wiesbaden.

# Making by Skating the City



Eine subkulturelle Praxis der Raumaneignung



Hamburg ist bekannt für seine vielen Parks und Grünflächen. Neben dem klassischen Modell des öffentlichen Parks, repräsentiert sich Hamburgs Subkultur unter anderem durch diverse Skateparks. Allerdings benötigt mensch zum Skaten und Tricksen nicht unbedingt einen Park. Die Stadt als solches, mit all ihren urbanen Elementen, die sowohl als Begrenzungen und Anweisungen dienen, als auch als Prothesen und Hilfsmittel, zeigt sich als eine Art Parkour, den es zu skaten gilt. Geländer und Bauzäune sowie flächenversiegelte Passagen zwischen Gebäuden eignen sich bestens zum Vollführen von Tricks. Doch stellt sich die Stadt die Nutzung des öffentlichen Raumes etwas anders und vorschrittmäßiger vor und schreitet ein. Immer öfter stößt mensch auf angebrachte Hindernisse, um zu verhindern, dass nicht dafür vorgesehenes Mobiliar des öffentlichen Raumes zu Skate-Zwecken genutzt wird. Skater Dominik und seine Crew hindert das nicht daran, die Stadt ganzheitlich als Skate-Park zu nutzen. Wir sind mit ihm einen Tag durch Hamburg gezogen, um einen Einblick zu bekommen, wie mensch sich das Urbane zu seinem Zwecke (zurück) erobern kann.



skated seit 13 Jahren//seine Crew heißt STANLEY WE - konnten sich ihre Namen innerhalb der Crew nicht merken und haben sich deshalb alle Stanley genannt (Southpark), We steht für wir// Kellinghusenstraße ist sein „local Park“// hat 15.400 Instagram-Follower\*innen



**Dominik erzählt uns ein wenig wie der Skate-Alltag aussieht**

- Mensch übt einen Trick an einem bestimmten Spot (eine „öffentliche“ Fläche irgendwo in der Stadt) von dem mensch erst weiterzieht, bis der Trick vollbracht wurde. Das kann meistens einen ganzen Tag dauern. Über den Spot wird vorher innerhalb der Crew demokratisch abgestimmt. Derjenige\*Diejenige, die den Trick und den Spot vorschlägt, ist irgendwann, während des Umherirrens durch die Stadt, auf den Spot aufmerksam geworden und entwickelt eine ortsbezogene Vorstellung des Tricks. Die Inspiration eines Tricks kommt meistens aus dem Netz. Anschließend wird der Trick gefilmt und bei Instagram hochgeladen. Die Sponsor\*innen werden im Video markiert -

**...wenn eine Gang einen Spot gefunden hat, dann darfst du den aber nicht einfach ebenfalls skaten oder?**

„Spots sind Krieg. An dem Spot darf der jeweilige Trick noch nicht vollführt worden sein. Wenn man den Spot als erstes sieht, muss man auch als erstes den Trick daran machen. Und wenn der Trick dann nicht so gut war und die andere Gang dahin kommt und nen' besseren Trick macht und den dann hochlädt, dann muss man immer noch einen drauf setzen- das ist wie beim Graffiti: jemand malt da ein Bild hin und jemand anderes malt was Schöneres darüber, dann muss die/der Nächste\*r wieder etwas Schöneres dahin malen.“

**Und diese Spot-Fights hat mensch nur mit öffentlichen Plätzen? Oder auch mit Skateparks?**

„Ne, im Skatepark hat man irgendwie nie Krieg, es sei denn, es fährt einem jemand mehrfach in den Weg, das kann schon nervig werden.“

**Was ist denn der Unterschied von einem „Skate-Spot“ und Skatepark?**

„Der Skatepark ist für mich bloßes Training, beim Streetskaten ist die Gefahr größer sich zu „bailen“ (Skaterjargon für einen kontrollierten Sturz, bei dem der Skater schon während der Trickausführung diesen abbricht, um einen Sturz zu vermeiden), Spots auf der Straße sind schwieriger, man muss kreativ beim Anfahren sein und sich explizit für Tricks entscheiden. Der Spaß liegt vor allem im Anfeuern der Leute, mit denen man unterwegs ist. Leute feuern einen über Stunden an. Wenn man den Trick dann schafft und seine Crew feiert einen, dann ist das ist der ultimative Kick.“

**Hat Street-Skaten für dich irgendwas Revolutionäres? Fühlst du dich so, als würdest du dir Raum aneignen oder irgendwas Illegales machen?**

„Ich bin schon über Zäune geklettert, um zu skaten, falls ihr das hören wollt.“

**Du würdest dir auf jeden Fall immer das nehmen, was du zum Skaten brauchst, auch wenn es eigentlich nicht...**

„...wenn es nicht erlaubt ist. Ja, definitiv.“

**Und baut ihr auch selber Rampen?**

„Ja schon. Eigentlich müssten solche jetzt auf dem Spielbudenplatz stehen, aber die sind weg. Wir hatten da ein paar Corps (Kästen mit Aluminiumstangen auf die man drauf springen kann) hingestellt,

so selbstgebaute, aber keine Ahnung wo die abgeblieben sind.“

**Kommt es vor, dass ihr in den Raum eingreift, indem ihr Dinge zweckumwandelt, Sachen, die ihr zum Skaten benutzt, die der urbane Raum bietet?**

„Spots, die wir umgewandelt haben... also, das ja scheiße, da mach ich mich ja strafbar. (lacht) In Wilhelmsburg gab es mal einen „Rail“ (Skatejargon für eine Art Treppengeländer) - In Amerika kennt man diese Rails, die so Skatestopper oben haben - da sind wir schon ein, zweimal mit der Flex hingegangen und haben diese Skatestopper da abgemacht. Oder in Altona auf einem Schulhof - da war so ein Hubbel - ja... da sind wir auch einfach nachts hingegangen und haben das betoniert und konnten dann am nächsten Tag da skaten ohne hängen zu bleiben.“

**Und wie wird mensch ein Teil einer Skategang?**

„Von so 'ner Gang, so einer „STREET-GANG“... Also man muss erst mal jemanden erschießen, bevor man genommen wird. Ne, wie hat das angefangen... An der Rollschuhbahn ein bisschen geskated, dann mitgeskated, verabredet für ein paar Spots, Tabakbörse gesoffen und dann gabs auch schon die ersten Partys, die einen dann miteinander verbunden haben, easy peasy kennt man ja.“



*„Wie die Gemeinschaft funktioniert, welches Gesellschaftsmodell wir haben und welches Verhältnis zur Natur vorherrscht, schlägt sich im gestalteten Raum nieder. Sowohl geschriebene als auch ungeschriebene Programme, Codes, Regeln und Gesetze drücken sich unmittelbar in der Gestaltung des öffentlichen Raums und somit auch der Parkanlagen aus. Einem Park sieht man an, ob die Ordnung im Vordergrund steht oder ob er freie Entscheidungen zulässt, was darin passieren soll und wie er sich weiter entwickelt.“*

*- Lilli Licka, Landschaftsarchitektin*

*Caio hat sich schonmal beim Skaten den Arm gebrochen, Luana wär' selbst gerne ein Skaterboy und Anna rollt lieber Kippen, als über den Asphalt*



# Feierabenteuer

## Raus aus dem Alltag, rein in den Park

**Jedes Abenteuer beginnt mit dem Schritt vor die Haustür – und viel weiter muss mensch manchmal auch gar nicht gehen, um dem Alltag für einen Moment den Rücken zuzukehren. Wir zeigen dir, wie du Parks vielfältig nutzen kannst, um dem Alltagstrott zu entfliehen.**

von Gyde Sönksen

„Höher, schneller, weiter“ bezieht sich nicht mehr nur auf die beruflichen Ambitionen vieler Menschen, sondern wird zunehmend auch das Credo ihrer Freizeitgestaltung. Der Soziologe Gerhard Schulze spricht in diesem Zusammenhang von Projekten des schönen Lebens, die von mehr und mehr Menschen in Angriff genommen werden. Im Folgenden möchten wir dir eine Auswahl verschiedener Mikro-Abenteuer vorschlagen. Diese unkomplizierten und lokalen Erlebnisse erfordern in den meisten Fällen nicht viel Zeit oder Geld und lassen sich ohne größeres Equipment nach dem Feierabend umsetzen. Frei nach dem Motto „Raus und machen!“ geht es bei diesen Outdoor-Unternehmungen nicht nur darum, die Stadt neu zu entdecken, sondern auch sich selbst.

### Paddeln für die Umwelt

Die Stadt Hamburg lädt mit ihren zahlreichen Flüssen, Kanälen und Fleeten dazu ein, die Freizeit auf dem Wasser zu verbringen. Für alle, die sich gerne sportlich betätigen und dabei noch etwas für die Umwelt tun möchten, haben wir die passende Idee für ein Mikro-Abenteuer: Anstatt einfach nur ein Kanu auszuleihen und damit ohne Ziel einige Runden auf der Binnenalster zu drehen, bietet die NGO *GreenKayak* seit Frühjahr 2019 eine sinnvolle Alternative. Ziel der Organisation ist es, die Abfallmenge in Gewässern zu reduzieren. Und dabei kann jede\*r mithelfen. *GreenKayak* stellt kostenlos Kajaks zur Verfügung, die von Freiwilligen für zwei Stunden ausgeliehen werden können. Einzige Voraussetzung: Die Paddler\*innen sammeln während dieser Zeit Müll aus den Gewässern ein. Eine tolle Aktion, die den Spaß des Kajakfahrens mit dem Schutz der Umwelt verbindet.

### Über Stock und Stein

Du hast die Parks und Grünflächen in deiner Umgebung bereits so ausgiebig erkundet, dass du nun Blasen an den Füßen hast? Dann werde den Ballast der Schuhe los und erkunde den nächsten Park doch einfach mal barfuß! So nimmst du deine Umwelt auf eine neue Art wahr und wählst Wege mit einem anderen Bewusstsein aus. Das Barfußlaufen lässt nicht nur deine Füße sondern deinen ganzen Körper durchatmen, sodass du danach wieder fest im Leben stehen kannst.

### Im Schein der Taschenlampe

Die meisten kennen sie wahrscheinlich noch von Klassenfahrten während der Schulzeit: die Nachtwanderung. Was damals schon verheißungsvoll, spannend und mystisch war, hat bis heute seinen Reiz nicht verloren. Schnapp dir deine Taschenlampe und raus ins Grüne! Im Dunkeln lässt sich der Park auf eine ganz andere Art und Weise kennenlernen und erhält einen besonderen und vor allem spannenden Charakter.

### Eine Fahrt ins Ungewisse

Sattel deinen Drahtesel und radel ins städtische Grün – doch nicht etwa in den Park, in dem du einen Großteil deiner Freizeit verbringst. Häufiger mal etwas Neues ausprobieren, sollte hier die Devise sein. Also schnapp dir deine Freund\*innen und erkundet gemeinsam einen Park, den ihr zuvor noch nie besucht habt. So lernst ihr neue Winkel der Stadt kennen, verbringt gemeinsam Zeit an der frischen Luft und seid zudem noch sportlich aktiv. Ein Blick auf die Landkarte verrät, wo sich von dir noch unentdeckte grüne Oasen verstecken, die darauf warten, erkundet zu werden.

### Auf zu neuen Ufern

Es braucht nicht immer gutes Wetter, um mit dem nächsten Mikro-Abenteuer zu starten. Sollte der Himmel über Hamburg mal wieder in strahlendem Grauscheinen und die Wettervorhersage Regen prophezeien, ist dies noch lange kein Grund, das Feierabenteuer zu verschieben. Wie wäre es, stattdessen einfach mal im Regen im nächstgelegenen Freibad, See oder Fluss schwimmen zu gehen? Was zunächst vielleicht nicht ganz so verlockend klingt, hat durchaus seine Reize – es sind weniger Menschen anwesend, mit denen du dir das kühle Nass teilen musst, du kannst entspannt deine Bahnen ziehen und nass wirst du ohnehin beim Badevergnügen, da stört dann auch der Regen nicht mehr. Doch Vorsicht: Sobald es anfängt zu gewittern, schnell das Wasser verlassen!

### Hoch hinaus

Erinnerst du dich noch, wann du das letzte Mal auf einen Baum geklettert bist? Nein? Dann nichts wie rauf auf den nächsten Baum mit ausladenden Ästen, die zum Perspektivwechsel einladen. Die Baumkrone ist der perfekte Ort, um dem Trubel des Alltags zu entkommen, den Kopf frei zu bekommen, tief durchzuatmen und frischen Sauerstoff sowie neue Energie zu tanken.

### Der frühe Vogel

Die Sonnenuntergangs-Romantik kennt wahrscheinlich jede\*r – verliebte Pärchen auf Picknickdecken, die gemeinsam den Himmel schauen. Doch wie wäre es, anstatt den Tag in der Dämmerung ausklingen zu lassen, die Morgenstunden im Park zu verbringen, um aufzuwachen und in den neuen Tag zu starten? Frühes Aufstehen kann sich für dich durchaus lohnen, wenn du dafür mit dem Anblick eines beeindruckenden Sonnenaufgangs belohnt wirst und so Kraft und Energie für den Alltag gewinnst. Der einzige Nachteil: Das Highlight des Tages hat mensch dann bereits am frühen Morgen hinter sich. ■

*Gyde war früher stolze Baumhausbesitzerin und ist bei der Recherche zum ersten Mal seit langem wieder auf einen Baum geklettert.*

Nach dem Barfußlaufen können die Füße gleich im nächstgelegenen See oder Fluss abgekühlt und gewaschen werden.

Die meisten Parks sind wahre Multitalente: In ihnen lassen sich gleich mehrere Feierabenteuer erleben, wie beispielsweise im Wasserpark Dove-Elbe im Osten Hamburgs.

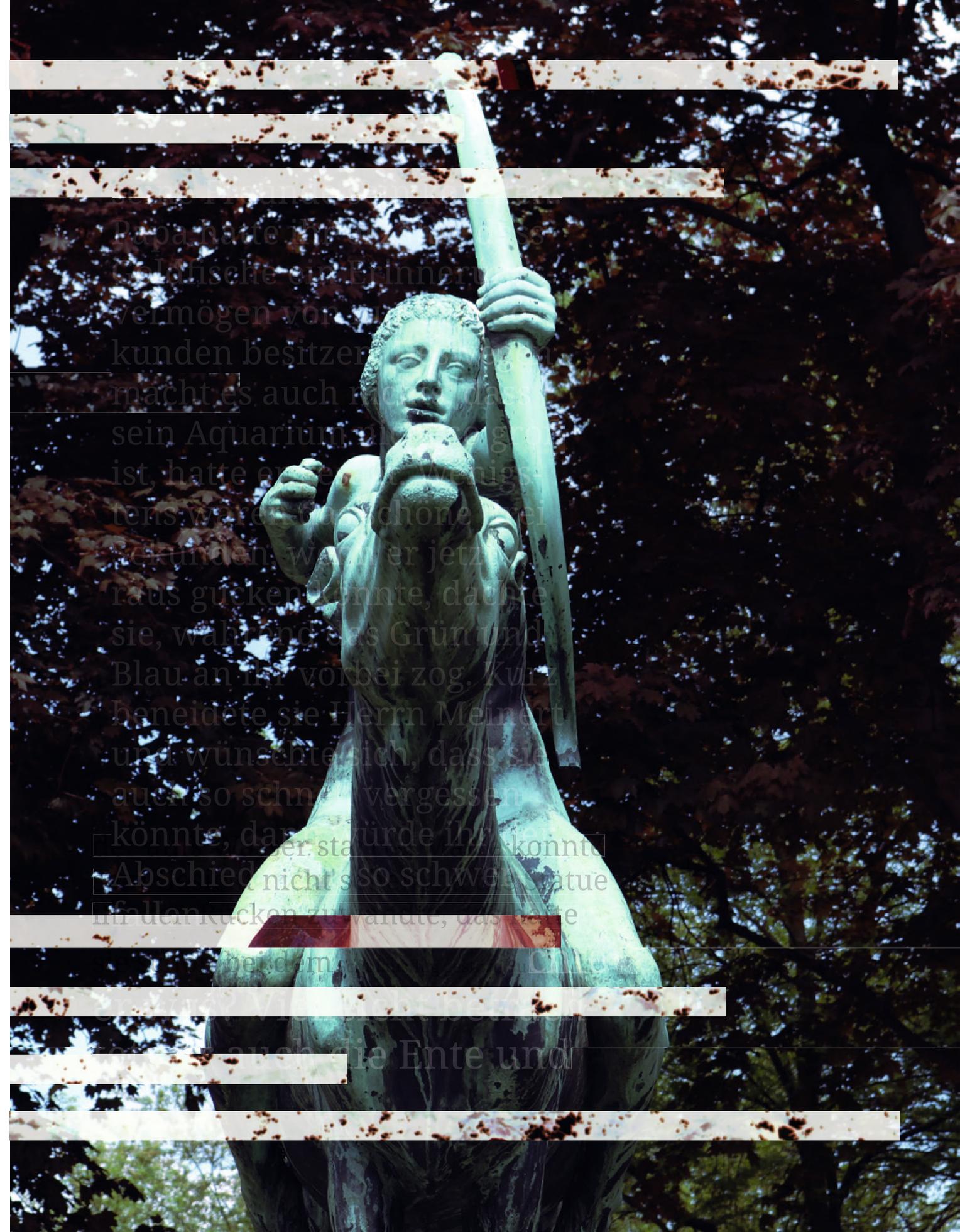
## Wer hätte gedacht, dass ein Fisch ein- mal U-Bahn fährt?



Marie nicht. Aber Herr Meinert sah nicht so aus, als würde es ihn jucken. Er schwamm in seinem kleinen Teich in der Brotdose so gut es ging seine Runden. Seine hervorstehenden Augen sahen zwar so aus, als wäre er erstaunt darüber, was um ihn herum passiert, aber hervorstehen taten sie ja schon immer. Hätte sie doch nur eine durchsichtige Dose genommen, dachte sie, so dass Herr Meinert nach draußen gucken könnte, um das viele Grün zu bestaunen oder das Wasser, in dem andere Fische leben, die seine

Freunde sein könnten. Papa hatte ihr erzählt, dass Goldfische ein Erinnerungsvermögen von nur drei Sekunden besitzen. Deswegen macht es auch nichts, dass sein Aquarium nicht so groß ist, hatte er gesagt. Wenigstens wären das schöne drei Sekunden, wenn er jetzt raus gucken könnte, dachte sie, während das Grün und Blau an ihr vorbei zog. Kurz beneidete sie Herrn Meinert und wünschte sich, dass sie auch so schnell vergessen könnte, dann würde ihr der Abschied nicht so schwerfallen. An der Station Saarlandstra-

ße stieg sie aus. Den Weg in den Stadtpark kannte sie noch von dem Schulausflug vor zwei Tagen. Herrn Meinert hielt sie in ihren Armen. Sie versuchte vorsichtig zu gehen, aber trotzdem schnell. Sie wusste, wohin sie wollte. Ein Hund an einer langen Leine, deren Ende man nicht erahnen konnte, lief interessiert auf sie zu, als sie den Park betrat. Sie lächelte ihm mitleidig zu und ging weiter, vorbei an dem Eisbären, der fast in den Tannen hinter ihm verschwand.



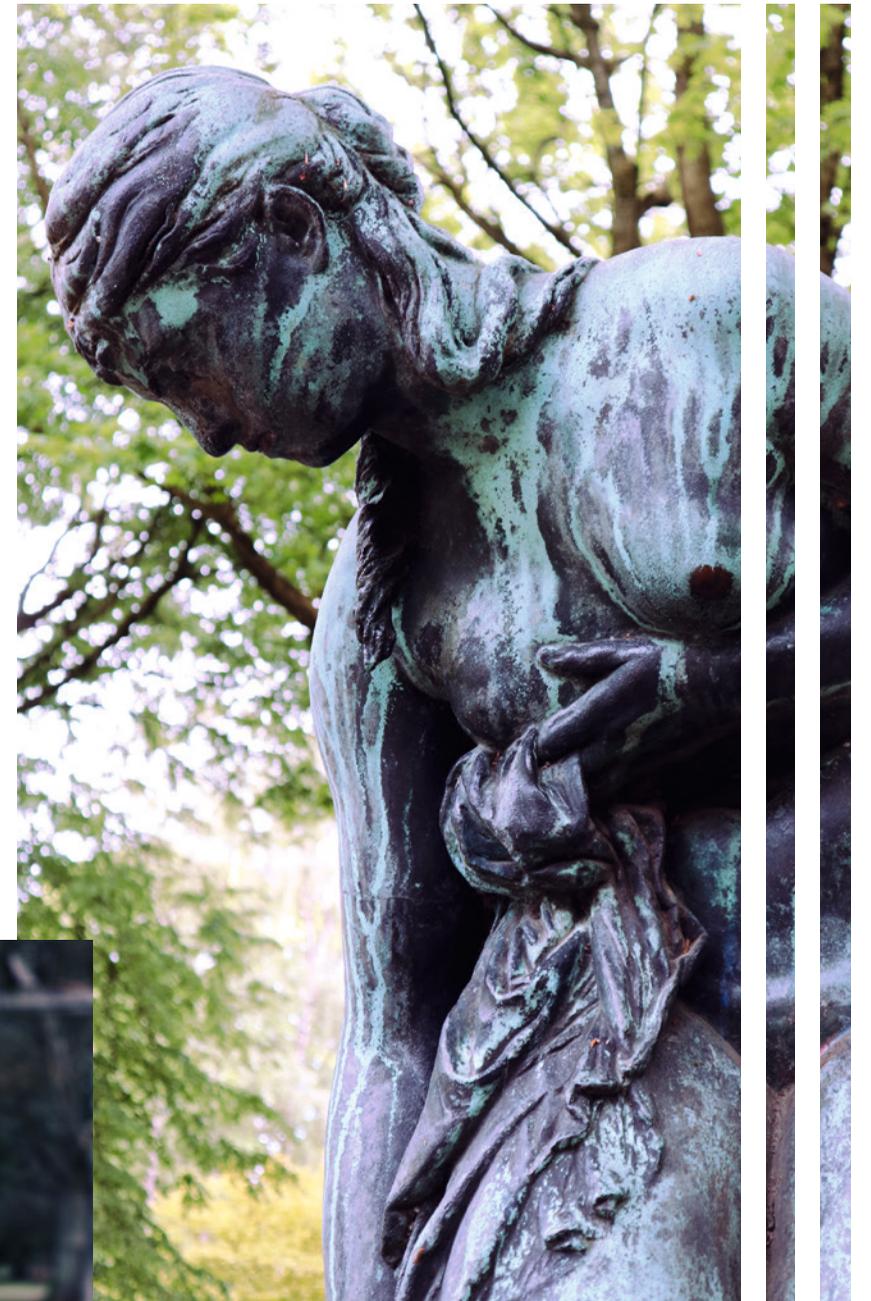


Hier an seiner Statue hatte sie sich immer mit ihren Freunden getroffen, wenn sie sich zum Schwimmen im See verabredet hatten. Sie ging vorbei an dem Zentauren, der aufs Wasser starrte. Marie konnte sein Gesicht nicht sehen, da die Statue ihr den Rücken zuwandte, das hatte sie schon bei dem Schulausflug gestört. Suchte er was? Vielleicht betrachte-

te er auch die Ente und ihre kleinen Küken, die sich unter ihm ein sicheres Plätzchen auf Ästen und Plastikresten suchten. Sie lief weiter, vorbei an Diana, die auf ihrer Hirschkuh etwas jagte, an den Pinguinen, die gleich ins Wasser hüpfen und an der badenden Frau. Dann war sie da. Wie sie so Auge in Auge vor dem Knaben stand, hätten sie Bruder und

Schwester sein können. Auch er hielt in seinen Händen je einen Fisch, die erschrocken nach Luft schnappten. Marie sah angestrengt in das Gesicht des Jungen. Seine Augen hatten keine Pupillen, sie wirkten blind. Jemand hatte sie mit lila Farbe bemalt. Schließlich folgte sie seinem Blick auf das Wasser vor ihm.

Ihr gefiel nicht, dass die Fische nicht das Wasser erreichen, warum hatte er sie überhaupt gefangen? Sie ließ ihren Blick schweifen über den weiten Park. Vereinzelnd schlenderten Leute umher. Ein Vogelschwarm flatterte über sie hinweg. Alles sah so ruhig aus, so harmonisch. Marie ging zum Wasser, sie hatte ihren Entschluss gefasst. Als sie den Deckel von der Dose nahm, hielt Herr Meinert ganz still, als ahnte er was passiert. „Jetzt kriegst du endlich ein größeres Aquarium“, flüsterte sie ihm zu. ■



*Jacqueline und Johanna liegen gerne mit guter Lektüre im Hammer Park und lassen sich die Sonne auf den Bauch scheinen. Die Faszination zu Skulpturen schweift die beiden zusammen.*

# Natürlich im Park

von Fiona Mussul,  
Alicia Peters, Lena Wilborn

Gerade in Hamburg kommt die Sonne oftmals unerwartet zum Vorschein und will dann selbstverständlich ausgekostet werden. Doch überrascht vom guten Wetter ist mensch oft nicht gut vorbereitet und greift in der Eile zum Einweggrill, Grillgut in Plastikverpackungen oder einem Sixpack Bier. Die Folgen davon werden oft erst am nächsten Morgen deutlich. Ob Stadtpark oder Elbstrand – die Grün- und Liegeflächen sind übersät mit Müll. Selbst diejenigen, die noch versuchen, ihre Essensreste und Verpackungen zu entsorgen, scheitern an völlig überlaufenen Mülleimern. Plastik begegnet uns in allen Lebenssituationen. Wir haben uns an diesen Zustand schon lange gewöhnt. Jedoch ist Plastik inzwischen vom Wundermaterial zu einer riesigen ökologischen Belastung geworden. Besonders problematisch sind Einwegartikel aus Kunststoff. Die meisten Becher, Flaschen und Tüten werden nur fünf Minuten lang benutzt und können nicht in gleicher Qualität recycelt werden. Die Herstellung dieser Produkte ist sehr energieaufwändig und ressourcenintensiv. Das Hauptproblem ist aber der Abbau, der mehrere hundert Jahre dauert!

Der Park als nutzbarer Raum ist für die meisten Stadtbürger\*innen ein selbstverständliches Privileg. Die Verantwortung, die jede\*r Einzelne gegenüber der Umwelt und Mitbürger\*innen hat, wird leicht vergessen. Nachhaltigkeit bedeutet im Park-Kontext nicht nur das Vermeiden von Müll, sondern auch Mitgestaltung und Pflege.

Um diesem Umgang entgegenzuwirken, erhältst du hier einige simple Tipps und Tricks, wie du deinen nächsten Parkbesuch nachhaltiger für Mensch und Umwelt gestalten kannst. Denn die Welt braucht nicht wenige Menschen, die „Zero Waste“ leben, sondern viele Menschen, die es nach und nach besser machen! ■

Statt Einwegplastikbesteck gibt es Alternativen aus Bambus - oder einfach das eigene Besteck von Zuhause einpacken.

Obst und Gemüse lassen sich mittlerweile oft lose kaufen, dafür sind solche Beutel ziemlich praktisch. Am besten hast du immer einen Jutebeutel mit ein paar kleineren Beuteln in der Tasche dabei.

Alte oder neue Glasflaschen, Metallflaschen,... Umsteigen lohnt sich! Cafés, Restaurants und Geschäfte, die dir gerne deine Trinkflasche auffüllen, findest du übrigens mit der Refill App.

Fancy Edelstahlcontainer oder Muttis alte Tupperbox - eine Dose solltest du immer dabei haben. Die meisten Restaurants füllen dir Essen zum Mitnehmen auch in deinen eigenen Behälter.

Alte Gläser eignen sich perfekt, um Kleinigkeiten wie Nüsse oder Kekse mitzunehmen - Süßigkeiten können auch spontan im Unverpacktladen gekauft werden. Dort gibt es übrigens auch immer Gläser zum Ausleihen!

Klar - am besten sind natürlich Strohhalme, die man reinigen und wiederverwenden kann z.B. aus Glas oder Metall. Aber beim Picknick tun es auch mal die aus Papier. Unbeschichtetes Papier ist nämlich auch kompostierbar.

Ob Mais- oder Reisplastik ist ja egal. Die Schüsseln sind robust, schön anzusehen und leicht. Also perfekt zum Mitnehmen!

Nachdem Fiona, Alicia und Lena picknicken waren, sieht es schöner aus als vorher. Um den Abdruck ihrer gebatigten Picknickdecke sprießen Wildblumen, die Blaumeisen naschen von den übrig gebliebenen Kürbiskernen und aus den in der Erde versteckten Apfelkernen wächst schon bald ein neuer Baum, der ihren ökologischen Fußabdruck noch weiter schmälern wird.



### Danksagung

Wir bedanken uns bei Kathrin Schmersahl für die Führung durch den Jenisch Park, Stephanie Lohaus und Michael Hopp für Hilfestellungen zur Magazingestaltung, Anja Joeckel für ihren Input zu den Kriterien der Bildauswahl, bei Katja Assmann für die Führung durch den Spreepark in Berlin, bei Martin Kohler für seine Hinweise zur Kameratechnik und zum Fotografieren, Marcelo Acevedo, Anaïs Wiedenhöfer und Heidrun Book für den Erfahrungsbericht aus ihren Magazinprojekten sowie bei Nikolaus Gelpke für Einblicke in den Redaktionsalltag. Des Weiteren danken wir Lisa Kosok, Kerstin Niemann und insbesondere Melcher Ruhkopf für das Beantworten zahlloser Emails auch zu später Stunde sowie allen Interviewpartner\*innen und Beteiligten, die dieses Magazin ermöglicht und unterstützt haben.

**SOMMER  
2019**

# Impressum

1. Auflage Juli 2019 - 200 Stück

**Koordination:** *Fiona Mussul, Shamala Scholz*

**Textredaktion:** *Hanna Griesenberg, Jantje Morgenstern, Alicia Peters, Johanna Neubauer, Jonas Reinhardt, Luisa Stühlmeyer, Anna Suhr, Lena Wilborn, Elena Wilm*

**Bildredaktion:** *Caio Jacques, Elias Kappler, Judith Haslöwer, Jacqueline Wieck*

**Layout:** *Luana Di Maio, Julius Hartmann, Elias Kappler, Gyde Sönksen, Maria Wensel*

**Marketing:** *Lea Gries, Isabel Hinz, Carla Menner*

**Herausgeber\*innen:** *Lisa Kosok, Kerstin Niemann, Melcher Ruhkopf*

**Bildnachweis:** S.4: *Judith Haslöwer*; S.5: *Jacqueline Wieck, Carla Menner, Hanna Griesenberg*; S.6-9: *Elias Kappler*; S.10-19: *Luisa Stühlmeyer, Judith Haslöwer*; S.20-21: *Isabel Hinz*; S.22-25: *Maria Wensel*; S.26-31: *Alicia Peters, anonym*; S.32-35: *Lea Gries*; S.36-39: *Elena Wilm*; S.40-43: *Hanna Griesenberg*; S.48-55: *Caio Jacques, Luana Di Maio*; S.56-57: *Gyde Sönksen*; S.58-61: *Jacqueline Wieck, Johanna Neubauer*; S.62-63: *Fiona Mussul*

**Illustrationen:** S.1: *Jacqueline Wieck*; S.17: *Jacqueline Wieck*; S.44-47: *Jantje Morgenstern*; S.64: *Jacqueline Wieck*

**Titelbild:** *Julia Rodrigues, Anna Suhr, Julius Hartmann*

Avantpark wird herausgegeben von Studierenden des Studiengangs Kultur der Metropole im Rahmen des Seminars Kulturelle Praxis: Von Parks und Parks - Typologien urbaner Freizeiträume bei Lisa Kosok, Kerstin Niemann und Melcher Ruhkopf an der HafenCity Universität Hamburg.

Dieses Magazin dient der **nicht-kommerziellen** Verbreitung, soll allen Menschen öffentlich zugänglich sein und wird deswegen online über universitätsöge frei verfügbar sein.

ISBN 978-3-941722-93-4